

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339183](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339183)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Eine Christnacht.

Zu Seligstadt, einem deutschen Landstädtchen, lebte in den dreißiger Jahren eine Wittwe, welche mit derjenigen, von welcher der Evangelist Lukas im siebenten Kapitel erzählt, das gemein hatte, daß auch sie arm war und einen einzigen Sohn besaß, der sechszehn Jahre zählte und bei dem angesehensten Krämer des Städtchens in der Lehre stand. Weil die Wittwe Schmidt das Lehrgeld nicht aufbringen konnte, so mußte ihr Sohn Ferdinand in and solches durch eine längere Lehrzeit ersetzen, und durch die Uebernahme aller, selbst der schwersten, Arbeiten im Hause seines Lehrherrn.

Ferdinand unterzog sich allem ohne Murren, aus Liebe zu seiner guten Mutter. Die stete Arbeit stählte seinen Körper und vermehrte seine Kräfte; Jedermann hatte Wohlgefallen an dem blühenden, freundlichen Jüngling.

Um die Mittagszeit des Tages vor dem heiligen Christfeste betrat Ferdinand Schmidt ganz unvermuthet seiner Mutter ärmliches Stübchen. Er war zur Reise gerüstet, hatte eine Jagdtasche umhängen und einen Wanderstab in der Hand.

„Mein Weg führt mich hier vorbei“, sagte er zu der ihn verwundert begrüßenden Mutter, „und es war mir unmöglich bei Euch vorüberzugehen ohne anzuklopfen. Ich reise nach Neumarkt, zu dem Bruder meines Herrn, von dem ich einige Hundert Thaler zurückbringen soll. Man wünscht, daß nicht viel Gerede von der Sache gemacht werde, daher schickt der Bruder drüben das Geld nicht gern durch den Boten oder durch sonst Jemand.“

„Wenn man dich unterwegs nur nicht anpackt und die das viele Geld abjaqt!“ sorgte die ängstliche Frau Schmidt, „derlei Fälle sind schon vorgekommen.“

„Mit dem Anpacken und Geldabjagen hat's gute Wege!“ sprach Ferdinand beruhigend; „die Leute vermuthen eher daß ich einen Weihnachtshafen in der Jagdtasche trage, statt 400 Thaler, und jetzt auf's Geratewohl draußen im Freien auf der Diebslauer zu liegen, mag wohl Niemand gelüsten bei diesem kalten Wetter.“

„Du bist doch gut gegen die Kälte verwahrt, lieber Ferdinand?“ sorgte die Mutter; „hast du warme, wollene Socken angezogen und gucken die Zehen nicht neugierig zu den Löchern her-

aus? du könntest dir ja sonst die Füße gar erfrieren!“

„Nengstigt Euch nicht umsonst, liebe Mutter,“ entgegnete Ferdinand lächelnd, ich mache ja nur eine Spazierreise von zwei Stunden hinüber, und wider zwei Stunden herüber; jetzt ist's Mittag, und ich kann also ganz bequem gegen Einbruch der Nacht wieder bei Euch anklopfen!“

„Das gebe Gott!“ wünschte Frau Schmidt; „du sollst aber dann auch eine gute warme Bier-suppe bereitet finden, die deine durchgefrorenen Glieder wieder erwärmen wird; die soll dir einmal weidlich schmecken!“

„Wie meint Ihr's doch immer so gut mit mir, liebe Mutter!“ sprach der Jüngling gerührt und dankbar, und drückte einen satten Kuß auf die mütterliche Wange. — „Ich werde mich recht spuden und große Schritte nehmen, damit ich eine halbe Stunde früher zurückkomme. Auf Wiedersehen denn, lieb Mütterchen!“

Und Ferdinand zog wohlgemuth fort. Frau Schmidt nahm ihre Arbeit wieder zur Hand, die sie vorhin, bei des Sohnes unerwartetem Eintritt, schnell und heimlich bei Seite gelegt hatte, nämlich ein wollenes, gestricktes Womms, das sie ihm zum Christgeschenke bestimmte.

„Wäre ich völlig damit fertig gewesen,“ sagte sie ganz in Gedanken bei sich selbst, „so hätte ich nicht bis auf den Abend gewartet, sondern dem guten Jungen das Wämchen gleich mit auf den Weg gegeben; er hätte es unter seinen Rock anziehen, und sich so noch besser vor der Kälte schützen können. Wie gern bescheerte ich ihm etwas Werthvolleres zum Weihnachtseste! Nun, ich denke doch, daß er von seinem Lehrherrn diesmal ein hübsches Christkindel bekommen wird. Er kann den Burschen ja so gut, und besser noch brauchen als einen Kaufmannsdiener.“

Während die sorgende Mutter ihre Strickeri zu Ende brachte, schritt der rüstige Jüngling tapfer drauf los. So weit die Landstraße ging, fand er den Schnee gebahnt. Allein da wo der Dorfweg nach Neumarkt, links von der Straße abführte, war er weniger gebahnt und gangbar, und Ferdinand mußte tüchtig darauf losstampfen, um vorwärts zu gelangen. Dennoch traf er rechtzeitig bei dem Bruder seines Herrn, einem wohlhabenden Müller, ein. Aber

es verstrich mehr als die bestimmte Stunde bevor der Müller die 400 Thaler abzählte, verpackte und dem Jüngling übergab. Unterdessen setzte die Müllerin dem Durchfrornen Brod, Butter, Wurst und eine Flasche mit Schnaps vor, und nöthigte ihn mit freundlichen Worten zum Essen und zum Trinken.

Die Schwarzwälderuhr neben dem warmen Kachelofen hatte bereits die dritte Stunde geschlagen, als endlich Ferdinand, gesättigt und fast ein wenig von dem aufgenöthigten Branntwein berauscht, die Rückreise antrat. Wohl fühlte er jetzt, daß seine Jagdtasche um 400 Thaler schwerer geworden, doch schritt er nichtsdestoweniger muthig vorwärts, und trachtete vor Allem dahin die Landstraße wieder zu erreichen.

Glücklich gelangte er auf dieselbe, doch, in seinem benebelten Zustande und in seiner Aufregung, hielt er sie für einen anderen Dorfweg, und setzte daher seinen bisherigen, welcher die Landstraße durchschnitt, weiter fort. Erst nach geraumer Zeit, als keine Landstraße sich zeigen wollte, erkannte Ferdinand seinen Irrthum. Die ganze lange Wegstrecke wieder zurückzugehen, schien ihm nicht rathsam, sondern er hielt es für besser querselbein zu schreiten, um einen weiteren Umweg zu ersparen. War aber das Gehen durch den ziemlich tiefen Schnee schon auf dem Wege beschwerlich gewesen, so war's noch weit mühsamer und beschwerlicher über die Felder zu schreiten. Ferdinand mußte die Beine hoch heben, was die Müdigkeit schnell herbeiführte, welche durch den genossenen Branntwein bedeutend gesteigert wurde, dessen aufregende Kraft der abspannenden zu weichen begann, so daß des Jünglings Füße schwer wurden wie Blei. Um so mehr fühlte er jetzt auch das Gewicht des Geldes, das ihm die Achseln beugte und den Oberleib dazu. Vollständig wurde die Noth, als sich nun plötzlich der bis jetzt heiter gewesene Himmel mit grauen Schneewolken umzog, welche gar bald ihre weißen Flocken hernieder zu wirbeln begannen. Nicht genug, daß diese dichten Flocken alle Gegenstände nah und fern verschleierten und unkenntlich machten, so stürzten sie auch dem armen, verirren Wanderer in's Antlitz, beraubten ihn der Sehkraft, verstopften ihm Mund und Nase, und drangen naß und kalt unter die Halsbinde und bis auf die erhitzte, schwerathmende Brust. Zugleich sank die lange Winternacht in schnellem Fluge auf die Erde nieder.

Um sich die Schrecknisse einer solchen einsamen Wanderung durch den Schnee, und inmit-

ten des Schneegestöbers, recht lebhaft vorstellen zu können, muß man schon selbst so etwas erlebt und durchgemacht haben. Da fühlt der arme Mensch so ganz seine Schwäche und Nichtigkeit, und es geböret Muth und festes Gottvertrauen dazu, wenn man nicht zu Grunde gehen soll, sondern siegreich sich durcharbeiten will, heraus aus der unheimlichen Schneedecke, die einem nur allzusehnell zum Leichentuche werden könnte.

Ferdinands heiterer Sinn war längst schon dem Kleinmuth gewichen, der sich allmählig in Trostlosigkeit verwandelte. Er schrie laut nach Menschen, nach Rettung. Nirgends ein Haus, nirgends ein tröstlicher Lichtglanz, nirgends ein Landmann, der ihm den Weg zeigte. Mit Anstrengung lauschte der Verlorene nach Weitschenkallen, nach Glockengeläute, nach Pferdegeweher und Hundegebell. Aber ringsum herrschte Stille, tiefe Stille, wie auf einem Kirchhofe; und einem solchen glich auch die ganze Gegend, deren Unebenheiten die beschneiten Grabbügel, und die dünnen Baumstämme die Todtenkreuze vorstellten. Ferdinands Leib dampfte vor Schweiß, während er seine Beine, vom Fuße bis zum Knie, vor Kälte kaum noch an sich fühlte. Mühsam schleppte der arme Jüngling sich fort, nicht wissend in welcher Richtung er den rechten Weg finden werde. Immer langsamer wurden seine Schritte, bis er endlich, gänzlich erschöpft, nach einem Ruheplatze sich umschaute.

Siehe! aus der weißen Schneefläche hervor steigt eine graue Säule mit einem ausgestreckten Arme, gleich einem unheimlichen Galgenbilde. Doch an ihrem Fuße befindet sich ein hoher Stein mit breiter Oberfläche, auf welcher Tausend und aber Tausend Schneeflocken friedlich sich niedergelassen haben. Der müde Wanderer stäubt die Schneeflocken hinweg und nimmt dann ihre Stelle ein, seinen Rücken gegen die hölzerne Säule lehnd, welche nichts anderes war als ein Wegweiser. Der Dunkelheit wegen konnte man jedoch nicht den Ort lesen, wohin der Arm den Weg zeigte. Selbst dieser stumme, unzuverlässige Wegweiser wurde jetzt dem verirren Jüngling zur willkommenen Erscheinung. Nur ein Viertelstündchen wollte er hier ausruhen, und dann mit frischen, erneuten Kräften der Richtung folgen, welche des Wegweisers Arm andeutete. Er gedachte mit Schrecken der Angst seiner Mutter, der Sorge seines Herrn, wenn er über die Gebühr lange ausbliebe, und wollte sich darum nur eine kurze Erholung gestatten.

Allein, da er nun einmal saß, war die Ruhe

so süß, so unbeschreiblich süß, daß sein stets neu gefaßter Entschluß, aufzubrechen, immer wieder der Sinnlichkeit unterlag. Bleiern und unwiderstehlich schlossen sich seine Augenlieder, nur in immer längeren Zwischenräumen einmal halb sich erschließend und in die Dunkelheit hineinblickend. Er fühlte nicht die wehenden, kälzenden Schneeflocken, den rauhen Wind, die zunehmende Kälte in den erstarrten Füßen. Die geldgefüllte Jagdtasche auf den Schooß gebettet, und mit beiden Händen fest sie umfassend, saß Ferdinand da. Bald war er in tiefen Schlaf versunken, von bunten Träumen umgaukelt, in welchen er zuweilen einzelne laute Worte ausstieß. Endlich aber verstummten die bleichen Lippen. Das anfänglich roth erhitzte Gesicht des Jünglings wurde kreidefarben.

Rings um den Schlafenden wurde es jetzt ruhiger. Wind und Schneegestöber hörten auf. Am wolkenfreien, blaudunkeln Himmel flimmerte der zahllosen Sterne herrlicher Glanz. Zur schönsten, zur ewigen Heimath, zum Vaterhause winkten sie dem Sterblichen. Still entschwand eine Stunde um die andere der langen, heiligen Christnacht. Dabeim bei Ferdinands Mutter köchelste die Biersuppe auf dem heißen Ofen; das wollene Wämöchen zum Christgeschenk war endlich fertig geworden, und lag mit einigen andern Gaben, von Mutterhand bereitet, zur Bescheerung auf dem Tische: warme wollene Socken, Pulswärmer (Sticherle, sagen die Elsässer), ein Vorhemdlein und ein gestricktes Paar Hosenträger, oben drein eine frischbackene Semmel. Aber das schönste und beste der Christbescheerung sollte ihr eigenes, treues, zärtlich liebendes Mutterherz seyn, das, von mehr denn tausend Kerzen entflammt, voll freudiger Erwartung dem einzigen Sohne entgegen schlug.

Allein der gute Ferdinand kam immer noch nicht. Da lief die geängstete Wittwe hin zu dem Lehrherrn ihres Sohnes, welchem mehr um das zu erhaltende Geld als um des Jünglings Leben bangte. Wo aber sollte man, wenn Ferdinand nicht bei dem Müller übernachtete, den Erwarteten in der Dunkelheit auffuchen? Der heilige Christabend, für die meisten jungen und alten Christen eine Freudenzeit, wurde für die arme Wittwe der schrecklichste ihres Lebens! —

Der Moräen des Christfestes brach an, überall begrüßt von der Glocken feierlichem Geläute. In ihrem Strahlenkranz ging die winterliche Sonne über den glitzernden Schneefeldern auf, und ihre belebende Wärme berührte leise den am Wegweiser sitzenden Jüngling. Er

aber regte sich nicht: er schlief noch immer. Der letzte warme Hauch des Schlafers hatte sich als Reif in das Haupthaar und an den Rand seiner Mütze gelegt. Ferdinand glich vollkommen einem Schneemönnchen, so sehr hatten die Flocken ihn eingehüllt. Selbst die Jagdtasche mit den fest sie umschließenden Händen war von einer weißen Decke überzogen.

Ein Häschen, welches über die Schneefelder gesprungen kam und die sonderbare Gestalt bemerkte, machte betrossen Halt, fuhr mit der rechten Vorderpfote schäudernd über die Nase, worauf es wieder querselbdein sprang. Eine Schaar von Dohlen, die Leichenbitter der Vögel, ließ sich vor dem Schläfer nieder und betrachtete ihn neugierigen Blickes; ein gelber Goldammer, auf den Arm des Wegweisers sich setzend, that ein Gleiches.

Zur Kirche ziehende Landleute fanden den Erfrorenen, dessen erstarrten Händen man nur mit Gewalt die volle, schwere Jagdtasche entreißen konnte.

Weg nach Seligstadt. Also lautete die Inschrift des Wegweisers, welche Ferdinand in der Dunkelheit nicht mehr hatte zu lesen vermocht.

Wunderbar sind Gottes Rathschlüsse! Der Jüngling hatte eine andere, selige Stadt, im besseren Jenseits, glücklich erricht.

Als aber die arme Wittwe Schmidt weinend hinter dem Sarge ihres einzigen Sohnes eihervankte, da trat kein Heiland sichtbar mit dem Trostesworte hinzu: „Weine nicht!“

Ah, kein Heiland schritt heran voll Güte,
Rief der Auferweckung mächt'ge Worte,
Wie zu Nain einst, wo zarte Blüthe
Auch getragen ward zum Schlummerorte!

Niemand gab den geliebten Todten der Mutter wieder; aber die Lehre des göttlichen Erlösers rief ihr tröstend zu: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten! Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!

Kriegs-Anekdoten.

Es ist nicht des Botsen Beruf die Geschichte des Krieges zu schreiben, zu welchem Frankreich und England, im Vereine mit der Türkei, durch Rußlands Anmaßungen genöthigt wurden. Damit aber der Kalender für 1856 nicht ganz davon schweige, so sollen einige Anekdoten mitgetheilt

werden, die sich während dieses blutigen Kampfes hin und wieder zugetragen haben. Der Bote hat deswegen die Zeitung durchgemustert, die wohl nicht immer jedem seiner geneigten Leser unter die Augen kommt; also, aufgepaßt und nicht gelacht!

Die Helferin aus der Noth.

Zu Anfang des Krieges, im Jahr 1854, lagen französische Soldaten in Garnison zu Athen, der Residenzstadt des Königs von Griechenland. An einem schönen Tage ritt einer dieser Soldaten auf einem Maulthiere durch den dem Publikum offen stehenden königlichen Schloßgarten, und da er kein so guter Reitmeister war, wie der weltbekannte Franconi, so lag er, bevor er sich dessen versah, am Boden, und war so unsanft aufgefallen, daß ihn alle Rippen im Leibe schmerzten. Der gefallene Kriegsmann fing an um Hilfe zu rufen, wegen des entfliehenden Maulthiers, und eine eben im Garten anwesende Dame kommt herbei, und sucht ihn auf französisch zu trösten. Den Soldaten freuten die Töne der himmatblichen Sprache, das Herz kommt ihm auf die Zunge, und er bittet ganz treuherzig: „Allerliebste Dame, hätten Sie wohl die Güte meinen vertrackten Maulthier mir einzufangen zu helfen?“ — Die Dame lächelt ob dieser sonderbaren Zumuthung, und läßt das ausgerissene Thier durch den ihr folgenden besten Lakaien einfangen und zurückerbringen. Während der Soldat sich wieder in den Sattel schwang, liefen allwärts Leute herzu, und naheten der Dame mit großer Ehrerbietung, die niemand anders war als die Königin von Griechenland selbst. Man denke sich des Kriegers Verwunderung!

Die verlorene Schildwache.

Während der Belagerung Sebastopols, des festen Hafens am schwarzen Meere, fiel den französischen Vorposten, in der Nähe des Quarantäne Forts, eine ungewöhnliche Bewegung der russischen Garnison auf, die man sich nicht recht erklären konnte. Es war zu Ende des Monats November 1854. Unseren tapferen Soldaten kam's vor, als hätten die Russen eine Verstärkung erhalten, und man suchte sich Gewißheit darüber zu verschaffen, was leicht geschehen konnte, wenn es gelänge eine russische Bedette oder verlorene Schildwache lebendig einzufangen. Dieß war jedoch kein leichtes Kinderspiel, denn die Russen sind vorsichtig und verschmitzt. Vergebens gingen die Franzosen einige Male des Nachts darauf aus, eine solche Schildwache

zu kaperen, ohne daß ein Hahn darnach gekrähet hatte, denn gewöhnlich schlugen die Russen Lärm, bevor das Wagstück gelang.

Da nahm's endlich ein Lecker Zuave auf sich, die gewünschte Bedette herbeizuschaffen, und wandte dazu folgende List an: Während einer finstern und regnerischen Nacht hörte ein Russe, der auf der verlorenen Schildwache stand, ein leichtes Geräusch in dem nahen Gesträuche. Wer da ruft der vorsichtige Kriegsmann, erhält aber bloß das Grunzen eines Schweines zur Antwort. Der Russe simulirt, wo in aller Welt das vierfüßige Thier herkommen könne, und setzt sich's endlich in den Kopf, daß es den Franzosen oder den Engländern entlaufen sey, um lieber von russischen Mäulern verpeist und von russischen Mägden verdaut zu werden. „Aber, halt!“ sagt der Soldat still vor sich hin, „unser Offiziere dürfen den Braten nicht schmecken, sonst schnappen sie uns denselben vor'm Maul weg! Ich muß daher pffiffig zu Werke gehen!“

Nun fängt der Russe geistlich zu grunzen an wie ein Schwein, um das wahre herbeizulocken. Sein Plan gelingt über Erwarten, und langsam kommt der fette Bierfüßler immer näher. Jetzt stellt der Russe seine Finte bei Seite, um das Schwein desto besser einzufangen zu können; aber, wer beschreibt seinen Schrecken, als das vermeintliche Thier sich nun pöblich in die Höhe richtet, mit einem gewaltigen Sprung auf ihn einstürzt, mit kräftigen Armen ihn zu Boden wirft, ihm den Mund verstopft und tüchtig ihn knebelt. Auf einen leisen Pfiff des in der Schweinshaut steckenden Zuaven, laufen fünf seiner Kameraden herbei, laden die nun wirklich verlorene Schildwache auf ihre Schultern, und tragen den armen Schelm ins französische Lager. Die Zeitung berichtet nicht, ob er dort vor dem General ausplauderte; aber um den geträumten Schweinebraten war der Russe leider gesprungen.

Ein erfüllter Damenwunsch.

Als der Fürst Menschikoff noch Obergeneral in der mit Krieg überzogenen Krim war, zu Anfang des Jahres 1855, kam ihm ein Brief in die Hände, welchen eine junge englische Dame an einen ihr bekannten Offizier der englischen Armee geschrieben, der mittlerweile das Unglück hatte von den Russen gefangen und nach Sebastopol geführt zu werden. In diesem Briefe schreibt unter anderm die Dame: „Ich hoff, mein lieber Freund, daß, wenn Sie den Fürsten Menschikoff werden gefangen genommen haben, Sie

mir gefälligst einen Knopf von seinem Ueberrocke zuschicken, damit ich ein merkwürdiges Andenken erhalte an Ihren ruhmvollen Feldzug.“ — Dieser Brief, den ein englischer Parlamentar, mit mehreren andern für Gefangene bestimmte Briefe, nach Sebastopol brachte, wurde, gleich allen, zuerst vom Fürsten Menschikoff erbrochen und durchlesen. Als Menschikoff die Stelle gelesen, worin die Rede war von einem seiner Ueberrocksknäpfe, schnitt er sogleich lächelnd einen derselben los und überreichte ihn dem Parlamentar, „damit“, sagte er, „der Wunsch der Schreiberin des Briefes erfüllt werde, ohne sie allzulange darauf warten zu machen; denn ich hoffe getrost“, setzte er hinzu, „daß es meinem eigenen Gefangenen sobald noch nicht gelingen werde, mich selbst gefangen zu nehmen; und da die hübsche Dame so sehr an einem meiner Knöpfe zu halten scheint, so will ich ihr recht gerne dieses kleine Vergnügen sogleich gewähren!“

Ein seltenes Ehrenkreuz.

Dieser nämlich Fürst Menschikoff scheint ein sonderbarer Kauz zu seyn, ein wahres Original, und folgendes wird noch von ihm erzählt:

Zur Zeit als er Admiral der russischen Flotte war, gab er einmal den Befehl zu einem scheinbaren Kampfe, oder, wie man bei einem Landheere sagen würde, zu einer blinden Schlacht. Jedermann, auf dem Admiralschiffe, mußte pünktlich an dem ihm angewiesenen Posten seyn, die Kanoniere an den Kanonen, die Chirurgen oder Feldscherer im Lazareth, mit ausgebreiteten Instrumenten, die Matrosen auf dem Verdecke. Bevor der scheinbare Kampf losgehen sollte, durchschritt der Admiral, mit einem großen Stück Kreide in der Hand, die Posten der Soldaten. Mit einem Kreidestrich bezeichnete er an der Uniform mehrerer Soldaten und Matrosen die Stelle, an der sie, zum Schein, sollten verwundet werden, und das noch dazu in einem zum Voraus bestimmten Augenblick; nachher sollten sie sich wie Verwundete geben und in das Lazareth tragen lassen, damit die Feldscherer entweder den Verband anlegen, oder den Arm oder das Bein abnehmen könnten.

Da geschah's nun, daß einer der Schiffskanoniere, dessen rechter Arm durch einen tüchtigen Kreidestrich zur Verwundung bezeichnet war, nichtsdestoweniger fortfuhr die Kanone bedienen und auf den vermeintlichen Feind schießen zu helfen. Fürst Menschikoff, der gerade vorübergeht, bemerkt den Verstoß, und fährt den

Kanonier ganz barsch an: „Hast du's denn vorhin nicht verstanden? Du sollst jetzt am rechten Arm verwundet seyn!“ — „Ja wohl hab' ich's verstanden, Eure Gnaden, allein ich kann noch ganz gut mit dem linken Arm die Kanone laden!“ — „Du bist ein braver Kerl, und verdienst das Ehrenkreuz!“ ruft Menschikoff ganz entzückt aus, und zeichnet mit der Kreide dem Kanonier ein breites Kreuz auf die Brust. Ob später das rechte Ehrenkreuz nachkam, kann der Bote nicht verbürgen.

Die getheilte Jagdbeute.

Während der merkwürdigen Belagerung Sebastopols flog einmal ein großer Schwarm Trappvögel, über die Laufgräben der Belagerer weg, der Festung zu. Die Franzosen, die eben nichts Wichtigeres zu thun hatten, schossen nach den fetten Bissen aus den Laufgräben, und die Russen folgten ihrem Beispiel aus den Festungswerken. Vier getroffene Trappvögel fielen zwischen den Laufgräben und den Festungswerken auf die Erde herab aus ihrem lustigen Reiche, doch keiner der Schützen wollte sich herauswagen, um die Vögel zu holen, denn es gelüstete keinem sein Leben auf's Spiel zu setzen wegen einiger geschossenen Braten. Da vertraut endlich ein russischer Hauptmann dem edlen Charakter der Franzosen sein Leben an, tritt aus der Schanze heraus, mit einem weißen flatternden Schnupstuche in der Hand, schreitet keck auf die getödteten Trappvögel los, hebt zwei davon auf und trägt sie galant an die französischen Laufgräben. Sodann kehrt der Hauptmann wieder zurück, nimmt die beiden andern Trappvögel, schickt den Franzosen noch einen höflichen Gruß zu und begibt sich wieder in seine Schanze, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden. Er hatte treu und brüderlich den Jagdfang getheilt, und die Franzosen belohnten seine That durch einen jubelnden Beifallruf.

Diese Anekdote, die dem edelmüthigen und ritterlichen Sinne der Franzosen zur Ehre gereicht, erzählte ein Offizier der russischen Besatzung von Sebastopol in einem Briefe, den er an einen seiner Freunde in Wien gerichtet, und ihre Wahrheit ist daher nicht zu bezweifeln.

Edelmuth gegen Feinde.

Ein russischer Offizier wurde von einem französischen Soldaten durch einen Bajonettschiff in den Unterleib verwundet und gefangen genommen, nachdem er ihm, als er sich seiner Haut wehrte, mit dem Säbel drei Finger abgehauen

hatte. Ganz ruhig und gelassen führt der Franzose seinen Gefangenen in die nächstgelegene Um-
bulanz oder Feldlazareth, und ruft, dort an-
gelangt: „Se da, ihr Herren Chirurgen, kann
man sich hier verbinden lassen?“ — „Wo fehlt's,
lieber Freund?“ fragt theilnehmend einer der
Feldscherer. — „Nichts für ungut, Herr Chi-
rurg,“ antwortet der Soldat, „bei mir pressirt's
eben nicht so, allein mein armer Gefangener
hier hat einen tüchtigen Stich im Unterleib; ich
bitte recht sehr, diesen zuerst zu besorgen!“

Beide Verwundete, der Russe und der Fran-
zose, werden nun verbunden, und kommen ne-
beneinander auf das Strohlager zu liegen. Ge-
genseitig thaten sie sich Handreichung und pfleg-
ten einander. Alle Feindschaft und aller Groll
hatten ein Ende, wie sich's für wahre christliche
Soldaten geziemet.

Der Trommelschläger.

Eine Pariser Zeitung veröffentlichte einen
Brief vom 5ten März 1855, aus dem Lager
vor Sebastopol geschrieben, in welchem folgende
Thatsache berichtet wird:

Nicht selten kommen russische Ausreißer zu
uns herüber, welche, wie's scheint, durch un-
sern Zwieback angelockt werden, denn nach
solchem steht gleich ihr Verlangen, sobald sie
bei uns sind. Jeder russische Soldat kann diese
drei Worte aussprechen: biscuit, hono français
(Zwieback, guter Franzose). Neulich sahen wir
eine russische Compagnie jenseits der Tschernaia
aufmarschiren, mit dem Trommelschläger an
der Spitze. Sie zogen an einem Hügel dahin und
postirten sich in der Nähe des Gehölzes.

Der Trommelschläger jedoch ging immer vor-
wärts, uns entgegen. Umsonst ruft ihm der Of-
fizier zu, er solle Halt machen. Da sehen wir
plötzlich, wie der Tambour seiner Trommel
nachläuft, die er losgehäcckelt hatte, und die
nun abwärts der Felsenklucht zurollt. Fran-
zosen und Russen belustigen sich daß ob dieses
drolligen Wettlaufs. Endlich holt der Tambour
seine rollende Trommel ein, statt aber damit zu
seiner Compagnie zurückzukehren, erklettert
er, auf unserer Seite, die Schlucht so behend
wie möglich. Da nun die Russen merken, daß
er zu desertiren gedenkt, schießen sie nach dem
pffiffigen Tambour; allein er ist schon weit ge-
nug weg, und die Kugeln seiner alten Kamera-
den erreichen ihn nicht mehr. Mit heiler Haut
langt er bei uns an, und wird freundlich auf-
genommen. Er wäre schon früher desertirt, sagte
er, allein im russischen Heere wird das Gerücht

verbreitet, daß die Franzosen allen Ueberläufer
Nase und Ohren abschneiden, und sie, so ver-
stümmelt, wieder nach Rußland zurücktransporti-
ren. Der arme Schelm war ganz entzückt über
unsere freundliche Aufnahme, und fühlte sich
bald recht behaglich in unserer Mitte.

Wie der Teufel einen Schneider holt.

(Eine wahre Geschichte aus dem Sundgau.)

(Mit einer Abbildung.)

Nachstehendes drolliges Geschichtchen verbandt
der Bote einem guten Freunde zu Mülhausen,
der den geneigten Lesern seines Kalenders nicht
unbekannt ist, da schon die Jahrgänge 1850 und
1851 seiner Mitwirkung sich erfreuten. „Die
böse Fastnacht“ und „der Nesselthurm“ sind ge-
wisß noch in gutem Andenken. Der nämliche
gute Freund und Bewattersmann hat wieder ei-
nen andern guten Freund, auch einen wackeren
Mülhauser, der die meisterliche Zeichnung zu
dem Bilde lieferte, auf dem das Auge mit
Wohlgefallen ruhet. Beiden stattet der Bote
hiemit öffentlich seinen herzlichsten Dank ab.

Der Wirth zum goldenen Anker hatte
jeden Abend einen Einzug schlechter Gesellen. Es
waren meistentheils heruntergekommene Bauern,
die durch Fahrlässigkeit und arge Wirtschaft
ihre Familie in's Unglück gebracht hatten und
sich nicht scheuten, während Weib und Kind
vielleicht hungern oder frierend daheim saßen,
den letzten Kreuzer im Wirthshaus auf's Spiel
zu setzen. Dabei wurde dann nach Noten auf
Gott und die Welt geschimpft, weil es eben
weder Gott noch die Welt für gut fanden diesen
Kameraden die Tauben schon gebraten in's
Haus fliegen zu lassen, sondern der Meinung
waren, sie sollten sich das Brod selber, und
zwar durch Arbeit und Sparsamkeit, auf den
Tisch schaffen, eine Zumuthung die in den Au-
gen unserer Helden die Grenzen des Rechts
und der Billigkeit überschritt.

Der lieberlichste in dieser Abendgesellschaft
war ein Schneiderlein, Namens Dippel-
moser, so ein armseliger Knirps mit einem
Fleischmaul wie das Basler-Stadthor und
Weinen, daß man hätte glauben mögen, es
stake eine Sichel in jedem Hosenbein. Unser
Schneiderlein that sich über seinen weiten Reisen
ein Erkleckliches zu gute und wenn Ihr den
Schelm hörtest, so hatte er in seinen jungen

Jahren dem Kaiser von China wie dem Großmogul die vorzüglichsten Galla Kleider verfertigt. In Wahrheit hatte er aber nie einen Umkreis von drei Stunden überschritten und der bedeutendste Ort, den sein Wunderbüchlein aufzuweisen vermochte, war die Stadt Mülhausen, woselbst er während der goer Jahre in Arbeit gestanden.

Das Ding war gut. Eines Abends saß Meister Dippelmoser wiederum bei seinen verlumpten Kameraden im Anker. Es wurde gespielt und dem Weine weidlich zugesprochen. Als das Schneiderlein bereits den letzten Heller verloren hatte, legte er sich auf's Betrügen, aber auch das brachte ihm, wie's immer zu gehen pflegt, weder Heil noch Segen. Mochte er deutsch, welsch oder auf türkisch fluchen, es half eben Alles nichts, und die Lumpen die mit ihm spielten, strichen schmunzelnd das gestohlene Schneidergeld ein.

Es war aber eine heiße, dünstige Sommernacht, und das Schneiderlein saß mit dem Rücken gegen das offene Fenster gekehrt. Von der ganzen Sippenschaft unbemerkt, stand der Nachtwächter draußen, der größte Schalk des Dorfs, dessen Späße und Schwänke ordentlich zum Sprichwort geworden waren. In lustige Betrachtungen vertieft, sah er in das bunne Treiben dieser Spielhölle hinein und dem Dippelmoser geradewegs in die Karten, die in den Händen des aufgeregten Kameraden wie Espenblätter zu zittern schienen.

„Dippelmoser, du hast betrogen, für wen hältst du uns, Gottverdammni!“ schrie einer der Kumpane, als eben der Schneider getrunzelt und die ausgepielten Karten eingestrichen hatte.

„Betrogen? Was betrogen? Nungbedidi! Himmelherrgottsfapperment! — Ich euch betrogen? Sag's noch Einmal, du Lappi!“

Er griff, wie er immer pflegte, gleich in die Tasche und nach dem Sundgauerdegen (Rebmeser), und es würde ein groß Unglück abgeseht haben, hätte ihn sein Nachbar nicht beim Arme gepackt und das Mordinstrument für den Augenblick unschädlich gemacht.

„Himmelsapperment! Bugrrrr! Nungbedidi!“ schrie der Schneider in Einem fort, seine herausfordernde Stellung mit aller Gewalt behaupten wollend.

Allein der Nachbar gegenüber war noch weit weniger zu beschwichtigen. Er behauptete auf seine „arme Seele“ der Dippelmoser habe beschiffen, denn Kreuz sei Trumps gewesen und der Halkunke habe mit dem Schaufelbud abgetrunzelt. Man solle nur die Karten aufdecken

und man werde den Betrug handgreiflich vor Augen haben.

„Hinaus mit dem Raib!“ schrieen die Kaufbruder wie aus Einer Kehle. „Wir haben schon lang gemeckt, daß er auf's Wschummeln ausgeht. Hinaus mit ihm! Hut bi Gott!“

„Ich habe doch nicht beschiffen, schrie der Schneider, Ihr lügt! Und wenn ich beschiffen habe, so hol' mich der Teufel! Ja hol' mich der...“

„Und er hat dich!!!“

So scholl es draußen mit tiefer, tiefer Bassstimme und gleichzeitig langten zwei stämmige Arme zum Fenster herein, unklammerten den Schneider, lüpfen ihn in die Höh' und husch — draußen war er! (Siehe die Abbildung.)

„O Herr Je, schrie der Schneider, ich bin des Todes! Laßt mich los um Gottes und aller Heiligen willen. laßt mich los, Teufel, laßt mich los, ich will ja Alles, Alles geständig sein! — Nachbarn zur Hilfe! Feuerjoh! Mordjoh! Ich bin des Todes! Ich fahre zur Hölle! Mordjoh!“

Aber der Teufel lief schnurstracks mit seiner Beute davon, heulend und puschend, als wäre die ganze Hölle hinter ihm los, bis er endlich das ohnmächtige Schneiderlein am Rande eines Teiches niederlegte und sich darauf aus dem Staub machte.

In der Kneipe ging's derweilen drollig zu. Einige der Spielgenossen hatte ein so panischer Schrecken ergriffen, daß sie sammt allen Bänken, Tischen und Stühlen drunter und drüber kollereten; es war ein entsetzlicher Spektakel. Mehrere lagen zwischen zerbrochenen Krügen und Gläserben am Boden und wälzten sich bewusstlos in der Weinlache, während andere sich in die Ecken verkrochen, zur Teufelsabwehr ein Woter-unser nach dem andern beteten und dazwischen heulten und klackelten, daß es ein Graus'n war.

Nur der Wirth, der leider weder an Gott noch an den Teufel glaubte, hielt sich vor lauter Lachen das Bäuchlein, denn er merkte recht gut, daß die ganze Geschichte das angelegte Spiel irgend eines Schalks sey. Sogar die alte Großmutter am Ofen, die sich sonst viel mit Geistern, Hexen und Gespenstern zu schaffen machte, hatte nicht die geringste Furcht und lachte sich im Geheimen den Buckel voll.

Der Teufel, Ihr habi's längst gedacht, ist auch kein anderer als der lustige Nachtwächter gewesen; er hat's zwar immer leugnen wollen, hat aber nichts genützt, denn man kennt den Voegel an den Federn.

Von dieser Stunde an hatte die Abendgesellschaft im Anker ein Ende und viele der Lieberris

Wie der Teufel einen Schneider holt.



den
in
kurz
folgen
in
nimmt
genom
—W
sein
Lob
ist,
D
schlim
unfr
mann
Stück
brau
dem
in
Gren
noch

3
jährl
mann
den
einige
dann
Gran
beste
meine
ten,
Eng
ven
gen
sich
Leu
wie
rebe
ja
rebe
Lo
Mi
wo
aber
veer
ber
sam
arm
Ma
frü
dur

chen Gefellen rührten, aus Furcht dem Teufel in die Hände zu gerathen, ihr Lebtag keine Karte mehr an. Meister Dippelmoser, der am folgenden Tage steif und fest behauptete, er sey in den Krallen des Satans gewesen und wäre nimmer losgekommen, hätte er die Geistesgegenwart nicht gehabt drei Kreuze zu schlagen. — Meister Dippelmoser schnürte bald darauf sein Bündelein, um seine alten Tage bei einer Tochter, die drüben in der Schweiz verheirathet ist, zu beschließen.

Der etwas verbe Spaß hätte allerdings einen schlimmen Ausgang nehmen können, war aber unstreitig eine gute Lection, und der Gevattersmann des Sinkenden Voten, welcher dieses Stücklein aufschrieb, ist der Meinung, daß der brave und rechtschaffene Mann zu Nacht nach dem Essen nicht in's Wirthshaus, sondern heim in seinen Familientreis gehöre; und so hat's der Gevattersmann Zeitlebens gehalten und ist ihm noch heute wohl dabei.

Eine Räubergeschichte.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — erzählt ein noch lebender, sehr theurer Gottesmann — reiste eine kleine Gesellschaft von Studenten von H a l l e aus über J e n a, wo sich noch einige daselbst Studirende ihnen angeschlossen, und dann weiter durch den T h ü r i n g e r w a l d, nach Franken. Unter den aus acht rüstigen Jünglingen bestehenden Gesellschaft war auch der Großoheim meines Schwagers. Die Jünglinge übernachteten, nach kurzer Tagereise, in einem vor dem Eingange des Thüringerwaldes gelegenen kleinen Orte. In der Nacht und am andern Morgen regnete es heftig, erst gegen Mittag heiterte sich der Himmel auf; da rüsteten sich die jungen Leute zum Abmarsch. Als dieß der Wirth, so wie der eben anwesende Stadtschreiber sahen, redeten sie ihnen dringend zu, doch heute noch zu bleiben und lieber erst am andern Morgen recht früh aufzubrechen, denn in einem halben Tage könnten sie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirthshäuser ständen, welche aber mit Recht sehr verrufen, und wegen mehrerer seither geschehener Mordthaten in großem Verdachte wären. Die jungen Leute waren sämmtlich, nach damaliger Sitte, mit Seitenwehr versehen, und dabei leichten, guten Muthes. Einer von ihnen war erst im vorigen Frühling von seiner Heimath in Franken her durch den Wald gereist, und es war ihm nichts

passirt; die acht Starcken lachten daher der Bedenklichkeiten des guten Stadtschreibers und des Wirths, und äußerten, sie hätten Eile, und was das Raubgesindel beträfe, so meinten sie, sollte dieses eher Ursache finden, sich vor ihnen zu fürchten, als sie sich vor ihm. Sie nahmen dann kurzen Abschied von den beiden ängstlichen Leuten, wie sie dieselben nannten, und machten sich mit rüstigen Schritten auf den Weg, über die Höhen der Kalkberge hinauf nach dem waldbewachsenen Gebirge.

Den mühseligen Gang auf schlüpfrigem Boden und durch den düstern Wald der hohen Tannen kürzte der Gesang manches frohen Liedes, und munteres Gespräch ab. Als gegen Abend die Schatten der Tannen immer dunkler wurden, sahen sie beim Hinabsteigen in eine Thalschlucht das Wirthshaus vor sich, einsam an einem über Granitgestein rauschenden Bache gelegen. Der Großoheim meines verstorbenen Schwagers hat oft erzählt, ihm hätte geschauert, da er in das Haus eingetreten sey und die beiden Wirthsleute gesehen habe, die so ganz absonderlich auf die Reisenden blickten, besonders da der Hund, welchen einer der Reisegefährten bei sich hatte, nicht habe wollen über die Schwelle gehen, sondern winselnd und schreiend vor der Thüre herumgelaufen sey, bis ihn der Wirth mit den Worten: „Das kleine Hündlein da fürchtet sich vor unserm großen Hunde, der thut ihm aber nichts,“ auf den Arm genommen und hineingetragen habe. Wahrscheinlich ging es den sieben anderen jungen Reisenden, die sich so stark und so keck gefühlt hatten, auch nicht viel besser als dem Großoheim meines Schwagers selig. Sie waren so ziemlich still, bis das Abendessen kam, und hernach beim Rauch des Tabaks und einem Glas Bier die Gespräche der jugendlichen Redseligkeit sich wieder anspannen.

In der Mitte des Zimmers stand eine dicke hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufreichte und diese zu stützen schien. Um die Säule herum ordnete nun die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die Jünglinge so an, daß die Kopfkissen, die man auf die Lehnen der umgestürzten hölzernen Stühle gelegt hatte, an die Säule zu liegen kamen. Die jungen Reisenden wunderten sich über diese Einrichtung ihres Nachtlagers und fragten nach der Ursache derselben; scherzend antwortete die Magd: es geschehe deßhalb, damit die jungen Herren mit Händen und Füßen hübsch weit und bequem aus einander lägen, und bei Nacht keinen Streit aufangen könnten. Lachend und scherzend ließen

die Jünglinge die Anordnung sich gefallen. Alle waren von dem beschwerlichen Wege ziemlich ermüdet; als daher in dem Wirthshaus, wo außer ihnen kein einziger Gast heute übernachtete, Alles still geworden; beschloffen sie sich zur Ruhe zu begeben. Vorher aber verriegelten sie die Thüre und nahmen ihre guten Waffen zur Hand.

Die Jünglinge der damaligen Zeit pflegten stets auf mehr als eine Weise bewaffnet zu gehen. Man schämte sich weder zu Hause noch auf Reisen des läuten gemeinsamen Gebetes am Morgen und bei Tische, oder des Abends vor Schlafengehen, und selbst die Fuhrleute jener Zeit sah man niemals der ersuchten Ruhe sich überlassen, bevor sie nicht aus ihrem Reisegebetbuch oder aus dem Gedächtniß und Herzen ein christliches Gebet gesprochen hatten. Unter jenen acht Jünglingen waren zudem einige, welche die Lehren der damaligen ersten Gottesgelehrten in Halle und Jena nicht bloß mit den Ohren, sondern auch mit den Herzen erfaßt hatten. Unsere jungen Reisenden beteten daher mit einander das kindlich-krafftige, herrliche Abendgebet aus Arnolds Paradiesgärtlein, das Gebet, das an Ernst und Innigkeit nie von einem andern Abendgebet übertroffen worden ist, und dann das gute alte Lied, dessen erster Vers also lautet:

Herr! es ist von meinem Leben
Abermals ein Tag dahin;
Lehre mich nun Achtung geben,
Ob ich fromm geworden bin?
Zeige mir auch ferner an,
So ich was nicht recht gethan,
Und hilf jetzt in allen Sachen
Guten Feiertag machen.

Der Großoheim erzählte, es habe ihn ein Schauer, aber auch ein Gefühl des festen Vertrauens auf Gottes Schutz ergriffen, als der fünfte Vers gebetet worden, der also heisset:

Steuere den gottlosen Leuten,
Die im Finstern Böses thun;
Sollte man gleich was bereiten,
Uns zu schaden, wann wir ruhn,
So zerstöre du den Rath
Und verhindere die That,
Wend' auch allen andern Schrecken,
Den die Bosheit will erwecken!

— So, mit den Waffen in der Hand und im Herzen, legten sich denn unsere acht Reisenden nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angst nicht einschlafen. Es ging ihm wie dem kleinen Hunde, den sie bei sich hatten, welcher auch, als sein Herr sich niederlegte, ein Gewinsel erhob und, obgleich er gestraft worden war, durchaus keine Ruhe hatte, sondern

immer an seines Herrn Seite herumließ und winselte. Endlich wurde die Unruhe bei dem jungen Reisenden so groß, daß er selber eilig vom Strohlager aufsprang, und auch nicht abließ, seine sieben Gefährten zu rütteln und zu schütteln, bis er sie endlich bewogen hatte, auch aufzustehen und sich zu ihm an den Tisch zu setzen, obgleich sie sehr über diese sonderbare Zumuthung murrten. Sie hatten sich ein Licht angezündet; einige suchten sich durch den Rauch der von Neuem angefechteten Tabakspfeife, und durch das noch vom Abendessen zurückgebliebene Bier munter zu erhalten. Die Andern schliefen, mit dem Kopfe auf den Tisch gelehnt.

Da geschah auf einmal ein furchtbarer Schlag! Von der Decke des Zimmers war eine schwere Maschine, die vorher wie ein Kranz oben die Säule umgeben hatte, herabgestürzt, und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle, auf denen vorher die Köpfe der Jünglinge ruheten, in Splinter zermalmt. Erschrocken sprangen die Reisenden auf, und stellten sich mit ihren gezückten Hirschfängern an die Thüre hin, denn mit Recht erwarteten sie von hier herein eine Fortsetzung des begonnenen Mordanschlags. Sie hatten sich nicht geirrt. Man hörte von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußstritte. Der Riegel war so eingerichtet, daß man ihn von Außen zurückschieben konnte. Die Thüre geht auf; der Wirth, und noch zwei Helfershelfer mit ihm, treten ein, in der Meinung, hier bloß noch Leichname oder tödlich Verwundete zu treffen. Allein die acht Jünglinge empfingen die Mörder mit so kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden sinkt, die beiden andern, stark verwundet, sich zurückziehen. Die streitbaren Reisenden verrammeln nun, so gut es gehen will, die Thüre, und harren, in beständiger Erwartung eines neuen Angriffs, des Morgens.

Ohne weitere Schrecken geht die Nacht vorüber. Bei Tagesanbruch machen sich dann unsere von Gott beschützten Jünglinge wieder auf den Weg, eng an einander gereiht und die blanken Waffen in der Rechten. Die Furcht beflügelte so sehr ihre Schritte, daß sie bereits vor zehn Uhr im nächsten herzoglich Sächsisch-Meiningschen Orte sind, wo sie den Vorfall den Gerichten anzeigen.

„Bei solcher Gelegenheit lernt man beten!“ fügte der alte Großoheim seiner Erzählung hinzu, und sprach jedesmal noch fromm seinen heißesten Dank gegen den lieben Gott aus, der sie behütet hatte in so großer Gefahr.

Der alte Bergschacht.

In der Berg- und Münzstadt Saalfeld, im Herzogthum Sachsen-Coburg, waren vor Zeiten viel mehr Bergwerke denn heutzutage, und noch gibt's dort dergleichen verfallene Gruben. Manches Haus steht über einem Schachte, der tiefer hinuntergeht als der höchste Thurm.

Ein solcher Schacht war auch in dem Keller eines Hauses, worin eine Wittwe mit einem siebenjährigen Töchterlein wohnte. Des Schachtes Doffnung war mit Brettern zugedeckt und Niemand dachte an Gefahr.

An einem Sommertage schickte die Mutter das Mädchen in den Keller, um einen Krug Apfelsmost zu holen. Da die kleine Anna in dem dunkeln Keller sich etwas fürchtete, sprang sie schnell hinein, und, als sie eben den Krug ergriffen hatte, brach plötzlich ein über den Schacht gelegtes Brett, worauf sie stand. Mit einem lauten Schrei stürzte das Mädchen in den Abgrund hinab! — Der in der Küche beschäftigten Mutter kam es vor als hörte sie ihr Töchterlein schreien, sie eilte mit einem Lichte gleich in den Keller, und da sie ihr Kind nicht sah, und die Doffnung über dem Schachte fand, konnte sie sich kaum auf ihren zitternden Knien erheben, und wäre fast selbst in den Abgrund nachgestürzt.

Weinend und jammernd eilte sie die Treppe hinauf, und rief um Hilfe, welches endlich einige Nachbarinnen hörten, da fast alle Leute auf dem Felde waren und sich mit der Ernte beschäftigten. Die Nachbarsweiber eilten herzu, sahen händeringend in den finstern Schacht hinab, wußten aber keine Hilfe. Auf einmal hörte man das Kind aus der finstern Gruft hervorrufen: „Ach, um Gotteswillen, helfet! helft mir aber doch! schnell, schnell!“

Ein Hacken in der Seitenwand des Schachtes, der wohl in früheren Zeiten zum Befestigen einer Leiter gedient haben mochte, hatte, während Anna's Hinabfallen, das Band ihrer Schürze ergriffen, und an diesem Hacken nun hing das unglückliche Mädchen. — Da man oben hörte, daß das Kind noch am Leben war, und doch keine Hilfe wußte, wurde der Jammer noch größer, und die trostlose Mutter gerieth beinahe in Verzweiflung.

Inzwischen kamen immer mehr Leute herbei; aber Niemand wußte Rath. Da kam auch ein alter Bergmann; der fing an die Doffnung behutsam zu erweitern, und schaffte dann eine Bergwinde herbei, an die er einen Eimer be-

festigte; aber so sehr man auch eilte, so verfrisch darüber doch viele Zeit. Einige der Umstehenden beteten laut, und in den fürchterlichen Augenblicken der Besinnung, welche das meistens betäubte Kind von Zeit zu Zeit hatte, hörte es von oben herab nur einzelne Worte von Sterbeliedern und Gebeten in Todesgefahr, indes die Mutter, von Schmerz überwältigt, stumm und bewegungslos dastand.

Der alte Bergmann sprach wenig, betete aber leise vor sich hin zu Gott, und als Alles zur Hinabfahrt vorbereitet war, befahl er sich seinem Heilande, und stieg in den Eimer mit einem Grubenlicht. — Langsam und vorsichtig wurde er hinabgelassen. — Während seiner Hinabfahrt betete er also: „Lieber Vater im Himmel, du hast mich so manche Jahre bis in mein hohes Alter vor so vielen Gefahren, die mich in den Schachten bei meinem Verufe bedroht haben, so gnädig bewahrt. So viele irdische Schätze, die doch nur eitel und vergänglich sind, habe ich unter deinem Beistand zu Tage gefördert. Ich weiß es, du wirst mich auch jetzt mit Allmacht und Liebe beschützen und meine alten Hände stärken, das unglückliche Kind der finstern Gruft zu entreißen, und es in die Arme der trostlosen Mutter legen zu können. Ja, ich bin es gewiß, du wirst mir in meinen alten Tagen noch diese Freude beschereen. Vater, dein Wille geschehe!“ —

Wie ein Stern von Gott gesendet sah das Mägdelein in der Tiefe das Licht näher kommen; es hob seine Händchen empor, und jetzt entfiel ihm der Krug, den es seither krampfhaft in der Hand gehalten hatte, und stürzte von Felsen zu Felsen in den Abgrund. Die Obenstehenden erbleichten und einige Augenblicke lang herrschte Todtenstille!

Bald aber war der alte Bergmann dem Kinde so nahe, daß es ihn sehen konnte; er sprach ihm Trost zu und sagte, es sollte sich nur ruhig verhalten, er hoffe es zu retten mit Gottes Hilfe. Immer enger aber wurde der Schacht, und der Alte fürchtete, er werde nicht neben dem Kinde vorbeikommen, ohne es zu berühren, und wenn er an ihm anstreife, so könne es erst vollends in die furchtbare Tiefe stürzen, und so zerschmettern an den untern Felsen.

Groß war die Gefahr; er gab daher das Zeichen, daß man ihn nicht weiter hinablasse, reichte dem Mädchen einen Strick mit einer Schlinge; in diese griff es hinein und hob sich ein wenig in die Höhe. Mit Einer Hand schon konnte Anna den schwebenden Eimer berühren

und dann auch mit der andern. In diesem Augenblicke riß der Haken, an dem die Kleine so wunderbar hängen geblieben war, aus der Wand und fiel hinab, aber der Herr gab dem alten Manne Kraft, das Mädchen an dem Strick zu halten; er hob es zu sich in den Eimer und rief: „Danket Gott da oben, ich habe das Kind.“

Wäre der Haken einen Augenblick früher aus der Wand des Schachtes gerissen, so würde Anna rettungslos in den Abgrund gestürzt seyn. Wer da kann, der denke sich die Empfindung der Mutter. Nachher erzählte sie oft: „Der Ruf des alten Bergmanns fuhr mir wie ein Schrecken durch's Herz; denn ich konnte es gar nicht für möglich halten, daß mein Kind gerettet sey; ich fiel auf die Kniee nieder und konnte nur weinen. Als aber das Licht weiter in die Höhe ging und ich mein Neunchen sah, und wahrnahm daß es lebte, da war es mir, der Himmel mit all' seiner Herrlichkeit thue sich vor mir auf. Nie hab' ich diese seligen Augenblicke vergessen, und dieser Schreckenstag hat mich erst recht in dem Glauben an Gottes Vaterliebe bestärkt und beseligt.“

Jetzt kam das Mädchen herauf an die Doffnung. Der gute Bergmann hielt es mit freudestrahlendem Gesichte der Mutter hin; sie faßte es, und wollte es nicht mehr aus den Armen lassen; und hatte sie es vorher lieb, so wurde es ihr nun doppelt theuer, da Gottes Vaterauge auf eine so außerordentliche Weise über dasselbe gewacht hatte. — Die bleiche Gesichtsfarbe, die Anna mit aus dem Schacht brachte, und woran der entsetzliche Schrecken schuld war, verlor sich in ihrem ganzen Leben nicht mehr, war ihr jedoch eine stete und beständige Erinnerung an das, was der Herr an diesem merkwürdigen Tage Großes gethan hatte zur Rettung ihres Lebens.

„Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen.“

Wie einmal Einer ein Dampfschiff gesehen hat.

(Aus des alten Schmiedjakobs Geschichten, von W. D. von Horn.)

Das weiß ich mich noch recht gut zu erinnern, wie die Leute die ungläubigsten Gesichter machten und bedencklich den Kopf schüttelten, als es hieß: Auf dem Rheine fahren stattliche Schiffe gegen das Wasser und es ziehen sie keine

Pferde, sondern der Rauch treibt sie, und daher nennt man sie Rauch- oder Dampfschiffe!

Der Gevatter rückte damals seine Strumpfkappe auf's eine Ohr und sagte eifrig: Was? der Rauch soll ein Schiff gegen den Strom treiben? Ja, Ihr habt Rauch im Kopf! Ich bin zu alt, mir so blaue Nebel vormachen zu lassen. Wenn Ihr Einen uhen und hänseln wollt, so geht um ein Haus weiter! Als aber endlich nicht mehr zu zweifeln war, ging er nach Dingen, und sah's nun mit eigenen Augen, schüttelte den Kopf und meinte: „Vor sechzig Jahren hätten sie gesagt: das ist Teufelsblendwerk! Pure Hexerei! Nun sieht man's selbst und muß es glauben, aber so blaue Nebel vormachen zu drin! Und — ein Jahr später ist er mit nach Mainz gefahren. So geht's in der Welt! —

Gerade wie der Gevatter, sprach dazumal Einer, der bei Jagenheim da herum, etwa drei Stunden von Mainz landeinwärts, wohnte. Er hieß Hanjakob — den Familiennamen nenn' ich nicht, denn er könnte roth werden, wenn er ihn in den Schmiedjakobsgeschichten läse. Er war ein dicker Bauer, wie man so von einem sagt, der nicht so rechnen muß: Vier von drei kann ich nicht — so lehn' ich Eins. Er schickte alle Markttag einen Wagen Frucht nach Mainz, daß die stolzen Rappen, die ihn zogen, keuchten, und der Förjel, sein Sohn, fuhr's hinein. Der Hanjakob war auch so Einer, der überall knauserte, nur nicht wenn er Morgens einen vierteligen Krug voll Wein holte, den er in das Schränklein neben dem lederbezogenen Sorgenstuhle stellte und ihn regelmäßig gegen Abend bis auf die letzte Thräne ausgepfiff'n hatte.

Die rothen Nasen kommen nicht vom Wassertrinken und auch nicht vom Durstleiden —! Wenn er Geld ausgeben sollte, so fand seine Hand gar den Säckel nicht; wenn's aber an's Einnehmen ging, war er so fingerfix wie der Steuereintnehmer.

Der Hanjakob wollt's auch nicht glauben, daß es möglich sei, daß der Dampf Schiffe triebe. Als aber dazumal sein Förjel von Mainz kam und den schweren Geldgurt auf den Tisch warf und sagte: „Vater, 's ist meiner Sechs wahr, das Geschwätz mit den Rauchschiifen, ich hab's nun selbst gesehen und bin drin gewesen; Himmel! was eine Pracht ist das!“ Da wurde er andern Sinnes und sagte: „So muß ich's halt auch sehen!“

Das war kein leichter Entschluß! Vom Geben war er kein Liebhaber, seit er seine 250 Pfund wog. Essen und Trinken schlug an bei ihm, und

hernach die Ruhe auch. Als nun der nächste Markttag kam, ließ er Waizen laden, wie ihn die Mäuse nicht schöner zusammen trugen, kleidete sich in seinen Hochzeitrock von dunkelblauem Tuch mit übersponnenen großen Knöpfen; that das rothe Brusttuch und die hellgrünen Hosen an; setzte die Otterpelzmütze auf, und drüber zog er seinen blauen Kittel; setzte sich auf den Wagen und der Förjel klatschte und rief: Föh!

Wie der Blitz war der Wagen voll Waizen verkauft, und dem Herrn Probst seine hellen Fünffrankenthaler rutschten in den Ledergurt, den der dicke Hanjakob um die Hüften schnallte, und zum Förjel sagte er: „Stell' die Pferde ein und geh' in's Köschchen und trink' einen Schoppen Bier, bis ich wieder komme.“

Drauf ging er an den Rhein, um das Dampfschiff zu besehen. Da lag denn das stolze Schiff, es war die „Concordia,“ und der Rauch qualmte eben aus der Esse, und die langen, dünnen Engländer liefen mit ihren Mänteln, Schwachteln und Säcken wie all nichts Gutes. Stand der Herr Hanjakob da und sperrte die Augen auf vor Verwunderung; ging als ein Schrittchen näher und kam endlich auf das Schiff.

„Nichts für ungut,“ sagte er zu dem schelmigen Condukteur, „darf man einmal das Schiff sehen? — Wenn's auch ein Trinkgeld kostet.“

„Wollen Sie mitfahren?“ fragte der Condukteur.

„Gott behüte!“ sprach der Hanjakob, — sehen möcht' ich's nur so einmal, daß ich sagen könnte, ich hätt's gesehen.“

„Warum denn nicht!“ meinte der Condukteur, „ich hab' just noch so viel Zeit. Kommen Sie nur! Es kostet durchaus Nichts!“

Das gefiel dem Herrn Hanjakob, und um so mehr, als der Herr Condukteur nicht sagte: Aber — es kostet so und so viel, sondern gerärs war und ein galanter Mann.

Geht er denn mit ihm; steht die Cajüte, die Küche, die Maschine, und endlich auch den prachtvollen Pavillon — so heißt nämlich das hinterste und schönste Gemach, in dem nur fürstliche Personen reisen.

„Hei!“ rief er da aus, „so was, das muß ich sagen, hab' ich noch nicht gesehen und bin fünfzig Jahre alt! Und wie müßte da ein gutes Tröpfchen schmecken?“ Er schnalzte mit der Zunge und dachte an seinen vierteligen Krug daheim im Schränklein neben dem Sorgenstuhl.

„Ei, das können Sie auch hier haben!“ sagte

der Condukteur, und klingelte. — Wie der Blitz war ein Kellner da.

„Eine Flasche Pilsporter,“ rief der Condukteur.

„Ei, was!“ rief der Herr Hanjakob. „macht doch keine Narrenstreiche. Meint Ihr, ich tränke? — Das darf man hier nicht.“

Der Condukteur lachte und sagte: „Still nur, das ist ja der allerbeste Moselwein, und Jeder darf hier so viel Flaschen ausblasen, als er will!“

„Wenn das ist, so laß ich mir's gefallen.“ meinte Hanjakob, und setzte sich mit unendlichem Behagen in die Sammetpolster.

In dem Augenblick kam der Kellner.

Der Condukteur schenkte ein und sagte: „Lassen Sie sich's schmecken, ich muß einmal hinauf, komm aber bald wieder.“

Hanjakob versuchte und probte. Pih! sagte er zu sich, der ist mein' Seel, besser wie meiner daheim, und ist Zweihundzwanziger.

Als der Condukteur zurückkam, war das Gläslein leer.

„Hört' mal,“ sagte Hanjakob, „der ist besser, als ich dachte; laß Euern Sohn noch eine Flasche holen, die aber noch einmal so viel hält, wie die da; denn als ich den Wein geprobt hatte, war sie leer. Das hessische Naas ist probat, da schlägt der Wein Wellen vor der Nase, wie die Binger sagen!“

Der Condukteur klingelte wieder, und der Kellner kam.

„Kind“ sagte Hanjakob in bester Laune, „bring' gleich zwei, denn dein Vater soll auch mittrinken.“

Der Kellner verbiß das Lachen und brachte die verlangten Flaschen; aber die hielten nicht lang aus, denn nun war der Herr Hanjakob angetrunken und im Zuge.

Es kamen noch zwei Flaschen.

Als nun das Schiff sich bewegte und die Räder anfangen zu schlagen, fragt Hanjakob was das wäre?

„Die Räder schaufeln!“ erwiderte der Condukteur, und der Herr Hanjakob gab sich, und meinte: Hier sey's herrlich; da könnte ein König sitzen und trinken!

„Da sitzen auch nur Könige und Fürsten!“ war des Condukteurs Antwort.

„Das wär'!“ lallte der Hanjakob, dem die Zunge war schwer geworden und die Augen sahen schon quer in die Welt. Er nahm die leere Flasche, klopfte auf den Tisch und rief: „Hol- lah, Birtschafft! Noch eine!“

Der Condukteur ging, den Kellner zu senden, und der brachte noch eine Flasche, die ihre Wirkung that. Als nach einiger Zeit der Condukteur wieder kam, lag der gute Hanjakob auf dem Polster und schlief hart und fest. Der schalkige Condukteur schloß die Thüre ab und ging, seines Amtes zu warten.

Es war schon spät am Nachmittag, als das Schiff bei Köln anlegte, da polterte Herr Hanjakob wie rasend an der Thüre des Pavillons.

Der Condukteur eilte hinab, um aufzuschließen.

„Ausgeschlafen?“ fragte er.

„Ja, sagte Hanjakob und dehnte sich, behaglich gähnend, „daß heiß' ich schlafen!“

Er kam auf das Verdeck, um nun zu seinem Förjel in's Köffel zu gehen und dachte: Was wird der Bub' sagen, daß ich so lange ausblieb? —

Als er sich aber umsah, wurd's ihm ganz kurios zu Muthe; denn die Stadt Mainz, die er seit vierzig Jahren so genau kannte, wie seine Westentasche, sah ihm jetzt ganz anders aus.

„Was, alle Wetter!“ rief er, „sind die Mainzer alle beheret worden, seit ich schlief? Die haben ja alle ihre Haushüren zugemauert!“^{*)} Rein, so was hab' ich auch noch nicht erlebt?“

Als er aber sich genauer umsah, und Alle, die um ihn standen, und denen der Condukteur den Spaß erzählt hatte, in ein schallendes Gelächter ausbrachen, rief er: „Wo bin ich denn?“

„In Köln!“ sagte der Capitän.

„Neda!“ rief er zornig, und faßte den Condukteur beim Rocke, „warum habt Ihr mir den Streich gespielt?“ —

„Nun, Sie schliefen fest“, sagte der, „daß ich Sie, trotz alles Müttelns und Schüttelns, nicht wach bringen konnte! Da dachte ich denn, Sie wollten einmal eine Rheinreise machen und sich die schöne Gegend ansehen, wie ein Engländer.“

Als Alles wie besessen lachte, fragte er sich hinter'm Ohr und sagte: „Was wird mein Förjel sagen, der im Köffel einen Schoppen Bier trinkt und auf mich wartet?“

„Seyen Sie nur ruhig“, sagte der Condukteur, „morgen fahren Sie wieder mit uns nach Mainz!“

„D, dann ist's gut!“ rief nun Hanjakob aus, und flüsterte dem Condukteur in's Ohr: „Habt Ihr noch von dem — Ihr wißt's schon?“

„Freilich!“ versetzte der Condukteur.

^{*)} Bekanntlich haben die Gasthöfe und Häuser in Köln, welche die Rheinseite bilden, alle nach dem Rheine hin keine Haushüren.

„Ei, so sagt Cuerm Sobu, er soll mir noch eine hinunter in die schöne Stube bringen,“ sagte er, und ging wieder hinab.

Und am andern Tage fuhr er wieder mit nach Mainz.

Aber was machte er für Augen, als er die Zeche für den 1822 Wiesporter hörte und das Reisezgeld für den Pavillon, in dem er hinab und herauf gefessen? Sein Gurt wurde um Vieles leichter.

Als er aber in Mainz an's Ufer stieg, blieb er stehen, sah das Dampfschiff noch einmal an und sagte: „Dich vergeß ich so bald nicht! Und der Condukteur ist ein höflicher Mensch, das ist wahr, aber — aber — ich weiß was es kostet, und fahre meiner Lebtag mit keinem Rauchschiß mehr. Was wird meine Frau sagen?“

Der Rettungsanker.

(Mit einer Abbildung.)

In einer kleinen deutschen Residenzstadt lebte ein behagtes, stillzufriedenes Ehepaar, der Lägerer Müller und seine Rosine. Beide hatten schon das siebzigste Lebensjahr zurückgelegt, und immer ohne Murren wacker gearbeitet und sich abgemüht. Hatte Rosine an keiner Wasche zu helfen, so half sie ihrem Manne Lasten tragen, Holz sägen oder Botengänge thun. Der liebe Gott hatte den braven Leuten das Glück der Gesundheit geschenkt; sie waren für ihr Alter noch recht rüstig und munter. Aber sie standen einsam, weil ihr einziges Kind, eine Tochter, bereits vor Jahren gestorben war. Durch Genügsamkeit, Fleiß und Sparsamkeit hatten sie ein kleines Capital von 300 Thalern sich gesammelt, welches ihr Nothpfeffer in Krankheit und bei endlicher Arbeitsunfähigkeit werden sollte. Diesen Sparpfennig hatte einer jener ehrlosen Räuber ausgekundschaftet, die ihres Nächsten Eigenthum unter dem Scheine des Rechts an sich zu bringen wissen, und gegen welche, leider, die menschlichen Geseze keinen Schutz gewähren. Der alte Müller, durch die schlaunen Ueberredungskünste eines gewissenlosen Zwischenhändlers bewogen, und durch das Versprechen guter und sicherer Zinse verlockt, ließ seinen ganzen Reichthum dem Grafen von Waldburg, dessen Güter bereits so überschuldet waren, daß Niemand, der ihn kannte, ihm mehr einen Groschen geborgt hätte.

„Ein lieber Herr, der Graf!“ sprach Müller zu seiner Rosine, als er mit 300 Thalern belat-

den, fortgegangen, und mit leeren Taschen wieder nach Hause gekommen war. — „Der vornehme Herr redete mit mir wie mit seines Gleichen. setzte mir ein Glas Wein nebst süßem Zwieback vor, und zahlte mir den halbjährigen Zins gleich zum Voraus. Er nimmt das Capitälchen nur uns zum Gefallen an. Na, Frau, die 18 Thaler jährlicher Zinsen decken doch die Hausmiete und die Feuerung, und wenn wir unser Geld brauchen, so erhalten wir's nach vierteljähriger Aufkündigung richtig wieder zurück!“ —

Doch nach einem halben Jahre ging's aus einem anderen Tone. Müller hatte von seinem sauer verdienten Gelde nur die 9 Thaler halbjährlicher Zinsen erhalten, und keinen Pfifferling weiter. Als er ging um den Grafen zu mahnen, ließ dieser ihn nicht vor, und da er dem vornehmen Herrn auflauerte, wurde er mit Grobheiten statt mit klingender Münze bezahlt. Nun erst erfuhr der arme Müller, daß er betrogen sey, daß die Schulverschreibung des hochbornen Grafen, so wie dessen Ehrenwort, nichts gelte, indem bei dem ausgebrochenen Falliment nicht einmal die Gläubiger befriedigt werden konnten, welche Verschreibungen auf Hypothek in Händen hatten. Der hintergangene Tagelöhner konnte die Ruchlosigkeit seines gräßlichen Schuldners, die Unthätigkeit der menschlichen Gerechtigkeit, die Theilnahmlosigkeit dieser nicht begreifen, denen er in herzbrechenden Worten seinen Verlust klagte. Er hatte fest geglaubt, daß er allen übrigen Gläubigern nothwendig voranzugehen müsse, weil ihn vor allen Andern der Erwerb seines kleinen Schatzes so überaus sauer geworden, und ohne denselben eine traurige Zukunft ihm und seiner Frau bevorstand.

Als Müller mit dieser niederschmetternden Nachricht heimkam, entsetzte sich seine Frau gar arg über sein verändertes Aussehen. Ihr Mann schien heute plötzlich um zehn Jahre gealtert und von einer schweren Krankheit befallen zu seyn. Den Kopf auf die Brust gebeugt, das Angesicht bleich und eingefallen, die Augen tief in ihren Höhlen und erloschen, mit schwerathmender Brust und schlotternden Knien stand er da, und erzählte in abgerissenen Worten die Schreckensvorschaft. Dann warf er sich abgemattet in den alten Lehnstuhl. Rosine rang sprachlos die Hände, bis endlich ein Thränenaus ihrem gepreßten Herzen Luft machte. In ihr lautes Weinen und Schluchzen schmetterte der muntere Schlag des Kanarienvogels, welcher, der Alten Lust und Freude, den hereinbrechenden Frühling begrüßte.

Ohne klar zu wissen was sie that, trat Rosine zum offenen Fenster, durch welches mit der Frühlingsluft zugleich der süße Duft eines prachtvoll erblühenden Nelken- und eines Levkojenstocks hereinwehete. In die vollen, wohlriechenden Blumendolden senkte sie ihr Antlitz nieder und beträufelte sie mit ihren heißen Thränen. Ach, die beiden Blumenstöcke waren die Pflegerlinge ihrer Hände, und vertraten daher die Stelle theilnehmender Kinder, denen die betrübte Frau ihren Schmerz jetzt anvertraute. Dabei fühlte sie mechanisch mit den Fingern, daß das Erdbreich in den Töpfen des Begießens bedurfte, und ging, von der Macht der Gewohnheit beherrscht, das nöthige Wasser hereinzuholen. Da ertönte drunten aus dem Hofe der Ruf: „Frau Müllerin!... Frau Müllerin!... Sage Sie ihrem Manne, daß er mit seinem Stofskärclein zu uns in den Hirschen komme und das Gepäck einiger Reisenden an den Postwagen führe; aber es muß gleich auf der Stelle geschehen.“

Aber zum ersten Male in seinem Leben wies Müller eine gute, lohnende Arbeit ab. Dann, plötzlich sich ermannend, sprang er auf und sagte; „Die Stube wird mir zu enge! Komm, Rosine, wir wollen ein wenig hinaus ins Freie gehen.“ — Und Beide gingen. — Draußen vor dem Stadthore lenkte Müller seine Schritte nach dem breiten Fluße, welcher zwischen den mit jungem frischem Grün prangenden Wiesen still dahinströmte. Die Knospen der Sträucher und Bäume hatten bereits ihre braunen Hüllen zersprengt und abgeschüttelt, ihre saftigen Blätter entfaltet und die noch geschlossene Blüthe hervorgezdrängt. Aus dem Wiefengrün erhoben sich die lieblichen Himmelschlüssel, und neben ihnen blickten ganz bescheiden die weißröthlichen Gänseblümchen hervor. In der blauen Luft wiebelte die hoch aufsteigende, muntere Lerche und über dem dunkeln Wasser des Stroms wiegte der Fischreier seine langen Fittige. Am Uferflade flüsternten die Schwanken Zweige der Weiden, und fernher tönte das geschäftige Klappern der Schiffmühle. Alles ringsum athmete lauter Leben und Freude. Doch die betrübten Ehegatten sahen und hörten nichts von all diesen Herrlichkeiten eines heiteren Frühlingstages. In sich versunken, mit verschlungenen Armen, pilgerten sie den schmalen Fußsteig entlang, bis endlich Müller mit einem schweren Seufzer sagte: „Ich kann nicht weiter! Wir wollen hier niederstehen.“

Die Liebetrübten ließen sich am Flußufer nieder, und starrten wie gedankenlos in das unaufhaltbar dahinrauschende Wasser. So ver-



Der Rettungsanfer.

strich eine geraume Weile. Endlich hob Müller an: „Was hat uns unsere saure Arbeit geholfen? Warum haben wir uns von Jugend auf geplagt und abgemühet? Zu nichts! Zu nichts und wieder nichts! Unser Nothpfeffig ist die Beute des vornehmnen Müßiggängers, des Verschwenders geworden. Was sollen wir anfangen? Zur Arbeit bin ich untauglich geworden; meine Kraft ist gebrochen — mit einem Male — die Knochen ohne Mark — das Herz so wund! Sollen wir betteln und von Almosen leben? Dazu schäme ich mich. Sollen wir stehlen? Betrügen? Davor bewahr' uns der liebe Herr und Gott! Lieber wolt' ich gleich sterben! Was nun anfangen? Die ganze Welt eckelt mich an; ich hasse die elenden Menschen! Ach, läg' ich auf dem Kirchhofe bei unserm lieben Gretchen! Es ist noch eine Gnade von Gott, daß das arme Kind unser Unglück nicht erleben mußte!“ Frau Rosine weinte still vor sich hin.

„Liebes Weib,“ begann Müller wieder noch einigen unheimlichen Augenblicken, „vierundvierzig Jahre lang warst du meine treue Lebensgefährtin, und wirst mich daher jetzt, im Alter und im Unglück, nicht verlassen wollen!“

„Niemals! Nein, niemals!“ schluchzte die Frau.

„Gut also!“ rief Müller in dumpfer Verzweiflung, und sprang in höchster Aufregung vom Rasensitz empor — „gut also! drum wollen wir uns Beide miteinander ins Wasser stürzen! Der barmherzige Gott wird uns die Sünde gewiß verzeihen, da wir nur durch die bitterste Noth dazu gezwungen werden. Ein einziger Sprung, und wir sind bei unserm Kinde. Komm, liebe Rosine, gib mir deinen Arm!“

„Mein Gott und mein Heiland! Was hast du für sündige Gedanken, lieber Müller!“ jammerte die Alte.

„Es bleibt uns weiter nichts übrig!“ antwortete Müller kalt. „Glaube mir, es ist ein sanfter Tod, und der erste Schrecken ist gleich vorüber.“

„Ach!“ seufzte Rosine, „ich wollte lieber neben unserer Tochter auf dem Gottesacker, und in einem ehrlichen Begräbniß ruhen!“

„In einem ehrlichen Begräbniß!“ höhnte Müller mit bitterm Spotte — „ein ehrliches Begräbniß wird der Dieb erhalten, der uns kalt und gefühllos Alles nahm! Ein prächtiges sogar. Uns aber wird die Armenverwaltung wie Hunde am ersten besten Ort einscharrn lassen! Komm, Rosine, beweise nun daß du mich auch im Tode nicht verlassen willst. Ich nehme die Sünde,

wenn's ja eine Sünde seyn sollte, ganz allein auf mich.“

„O mein Gott!“ jammerte Rosine, „ich wollte ja gern deinen Wunsch erfüllen! Aber, ach, mich dayert unser Canarienvogel daheim, der gewiß verhungert, wenn wir ins Wasser springen. Auch möcht' ich gern zuerst noch unsere beiden schönen Blumenstöcke auf Gretchens Grab pflanzen, da wir uns selbst mehr daran erfreuen dürfen. Dann, in Gottes Namen, dann will ich — ja, denn will ich — mit dir — ins Wasser — springen!“

„Nein!“ widerredete Müller, „gleich auf der Stelle muß es seyn! Jetzt eben hab ich den Muth dazu. Und wenn du nicht mit willst, so — Er wollte einen kühnen Sprung thun.“

Mit beiden Armen umfing ihn Rosine. „Willst du,“ flehete sie weinend, „nicht zuvor ein andächtiges Vaterunser beten? Sollen wir so ganz ohne Gebet, in unseren Sünden dahinfahren?“

„Ich hab das Vaterunser verlernt in unserm Unglück!“ klagte Müller verzweifeln.

„So will ich dir's vorbeten,“ sagte Rosine, sank auf die Kniee nieder, und der Gatte folgte ihrem schönen Beispiel. Nun begann sie mit Zittern und Beben: „Vater unser, der du bist im Himmel; geheiligt werde dein Name; zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe...“

„Ja, Sein Wille geschehe!“ fiel eine fremde, ernste Stimme ein, und das bestürzte Ehepaar erblickte einen jungen Mann in schwarzer Tracht, mit Stock und Degen, welcher aus einem sich zertheilenden Weidenbusche hervortrat. (Man sehe die vorstehende Abbildung). „Aber es ist nicht Gottes Wille,“ fuhr er eben so ernst als feierlich fort, „daß ihr ein langes, bis jetzt vielleicht schuldlos vollbrachtes Leben, mit der großen Sünde des Selbstmordes endigt! Was treibt euch zu diesem verzweifelten Schritte?“

Da quoll Rosinens volles Herz über. Unter einem Strom von Thränen erzählte sie den erlittenen Verlust.

„Wohl mag's bitter, sehr bitter seyn,“ sprach, als sie geendet, der junge Mann, „sein sauer und redlich erworbenes Eigenthum auf so schöne Weise zu verlieren. Allein noch lebt ja derselbe Gott, welcher bisher väterlich vor Hunger und Noth euch schützte. Ja, vielleicht kann ich, der ich weder Gott noch einer seiner guten Engel bin, euch wieder zu euerm Gelde verhelfen. Ich heiße Anker, bin ein angehender Advokat, und will euch in eure Wohnung zurückbegleiten, damit ihr mir des Grafen von Waldburg Schulver-

Schreibung einhändiget.“ — Und es geschah wie der junge Mann gesagt hatte.

Die guten Alten lebten drei lange Tage zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich erschien Herr Auler mit freundlichem Gesichte. Ja, er war in der That ein Auler gewesen, an welchem sich die trostlosen Gatten im Augenblicke des Versinkens festgeklammert hatten, und der ihr Lebensschifflein vor dem drohenden Untergange bewahrte. An seinen freudig glänzenden Augen, noch mehr an seinen geldstrotzenden Taschen konnten die Alten errathen, daß ein glücklicher Erfolg sein Bemühen gekrönt hatte. Und dem war wirklich also; er war ihr Rettungsanker geworden.

„Ich wußte,“ erzählte der wackere, junge Advokat, während er die Geldrollen auf den Tisch auskrante, „daß dem Grafen von Waldburg ein Erblegat von einem entfernt gestorbenen Verwandten ausgezahlt werden sollte, im Betrage von zweitausend fünfshundert Thalern. Dem Grafen mußte sehr daran liegen, daß diese Auszahlung seinen vielen Gläubigern verschwiegen blieb, weil diese sonst das Geld gänzlich mit Beschlag belegt hätten. Mit diesem bedrohte ich nun den Grafen, und brachte ihn glücklich dahin, daß er von seinem erhaltenen Erblegat euer kleines Capital sammt den rückständigen Zinsen bezahlte. Hier ist beides. In Zukunft aber seyd vorsichtiger mit euerem Sparspennig, und hütet euch insonderheit vor Geldmäcklern, vor getauften und ungetauften.“ —

Das alte Ehepaar fühlte sich aus dem nagendsten Schmerze in die ausgelassenste Freude versetzt, welche fast keine Grenzen kannte. Die dankbaren Leute boten ihrem Rettungsanker eine namhafte Summe für seine menschenfreundliche Hülfe an, die der edle Mann aber verweigerte, weil er Belohnung genug fand in der Geretteten Entzücken und heißem Danke. Zufrieden und innerlich beglückt, nahm er Abschied. —

Nachdem die unverhoffte große Freude sich gelegt und einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht hatte, zog Müller seinen Rock an, setzte den Hut auf, hob den Käfig mit dem Canarienvogel vom Nagel und forderte Rosine auf, die beiden Blumenstöcke unter den Arm zu nehmen. Frau Müller meinte zuerst, es werde nun hinaus auf den Friedhof, zu Gretchen's Grabe gehen. Dem war aber nicht also. Nach Herrn Auler's Wohnung lenkte Müller seine Schritte. Der edelmüthige junge Advokat verweigerte es wohl den Vogel anzunehmen, doch die Blumenstöcke schlug er nicht ab. „Der Vogel,“ sprach er zu dem in ihn dringenden Müller, „würde mich durch sei-

nen Gesang in meiner Arbeit stören, der Nektar und der Levoijensstoc aber sollen mein Lustgärtchen werden vor dem Fenster meiner Arbeitsstube, und mir zur Erinnerung dienen an euch.“

Dieses Lustgärtchen war wohl eines der kleinsten auf Erden, aber gewiß werthvoller und kostbarer als der umfangreichste und prächtigste Park eines Fürsten!

D möchte doch allen Traurigen und Niedergeschlagenen und Angefochtenen, Allen, die im Begriffe sind eine Sünde zu begehen, jedes Mal solch ein guter Engel des Trostes und der Rettung erscheinen!

Der Schreinergefelle von Strassburg.

Eine vaterländische Erzählung aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Mit einer großen Abbildung).

Luftige Reise- und Abschiedslieder singend, zogen an einem heiteren Frühlingstage des Jahres 1571 mehrere junge Strassburger zum Neuhof hinaus, und schlugen die Straße nach der Rheinbrücke ein. Sie gaben ihrem Freund und Bruder, dem Schreinergefellen Heinrich Philippi, das herkömmliche Geleit in die Fremde.

Bereits zwei Jahre waren verlossen, seitdem der junge Heinrich rühmlichst seine Lehrzeit bestanden, und den Gesellschafter erhalten hatte in öffentlicher Versammlung auf der Herberge der christlichen Schreinerzunft. Ihm waren als Lehrling nur wenige glückliche Tage zu Theil geworden, denn sein Lehrherr, Meister Winkelfeld, war in der ganzen Stadt Strassburg als ein geiziger, barscher und harter Mann bekannt. Der Lehrbursche mußte der Erste und der Letzte in der Werkstätte seyn, und sich auch gebrauchen lassen zur Handreichung im Haushalt, was ihm jedoch von Zeit zu Zeit einen angenehmen Augenblick verschaffte, weil's ihn in Berührung brachte mit der holden und gutmüthigen Dorothea, Meister Winkelfeld's einziger Tochter, zu der er sich auf wunderbare Weise hingezogen fühlte, und deren Armuth und Lieblichkeit in seinem Herzen eine stille Neigung erweckten, die er sich selber kaum zu gestehen getraute. Auch in der Seele der aufblühenden Jungfrau regte sich ein ihr unerklärliches Gefühl, und es war ihr gar nicht unlieb, wenn der freundliche, wohlgesittete und dienstwillige Heinrich der Mutter und ihr bei

den häuslichen Arbeiten bisweilen an die Hand ging. Kurzum, es entfaltete sich unmerklich eine stille Zuneigung und Liebe in den jungen Herzen, die sich jedoch nur durch Blicke, niemals aber durch Worte verrieth.

Der Lehrling reifte zum Gesellen heran; die sogenannte Vosselarbeit im Hause nähete sich ihrem Ende, und Heinrichs Thätigkeit blieb nun allein auf die Werkstätte, oder draußen auf die Bauarbeit beschränkt, daher er Dorothea gewöhnlich nur bei Tische sah, an welchem der Meister, seine Familie, und die Gesellen zum gemeinschaftlichen Mahle sich zusammenfanden, nach alter, löblicher Ordnung und Weise.

Seit mehreren Jahren schon war Heinrichs Vater gestorben, der eine bescheidene Anstellung in der Verwaltung der freien Reichsstadt besaß, und seiner Mutter lag drum allein die schwere Pflicht ob, für die Erziehung und das Fortkommen der drei unmündigen Kinder zu sorgen. Meister Winkelfelds Hausfrau war eine Jugendfreundin der Wittwe Philippi, was diese auch bewog ihren ältesten Sohn das Schreinerhandwerk erlernen zu lassen, trotz des Meisters berühmtem Geiz und barscher Weise. Zudem mochte wohl auch die Vorsicht für die Zukunft sorgende Wittwe die Hoffnung hegen, daß ihr Heinrich einst, nach gewissenhaft bestandenen Lehr- und Wanderjahren, die Werkstätte und die Kundschaft seines Meisters erhalten könnte, der keinen Sohn hatte um in seine Fußstapfen zu treten.

Im Frühling also des Jahres 1571 trat Heinrich Philippi seine Wanderschaft an. Die Vertraute seiner reinen, stillen Liebe zu der züchtigen Meisterstochter, war die treue Mutter ganz allein; ihr allein hatte er die Gefühle des Herzens geoffenbart, am Abende vor seinem Auszuge aus der Vaterstadt, als sie ihn ernstlich ermahnte die reinen Sitten und den unsträflichen Lebenswandel auch in der Fremde zu bewahren, um dereinst wieder heimzukehren, unverdorben an Leib und Seele. Sein Abschied bei Meister Winkelfeld war ziemlich kurz und wortfarg, schwer und ergreifend dagegen bei Mutter und Tochter. In Dorotheas sanften, blauen Augen glänzten vielsagende Thränen, und ihr leiser Händedruck und herzlicher Wunsch zu glücklicher Wanderschaft und Heimkehr erfüllten Heinrichs Gemüth mit süßer Hoffnung und Freude, und zauberten ihm für die seine Zukunft ein vielversprechendes Bild vor die Seele.

An der Rheinbrücke gab's noch manchen kräftigen Händedruck, und manchen Wunsch zu

glücklicher Reise, denn dort nahmen die begleitenden Freunde von Heinrich Abschied; doch keiner dieser Händedrücke und dieser Wünsche brachte die nämliche Wirkung hervor wie die der sittigen Meisterstochter.

Einsam und sich selbst überlassen, pilgerte nun der rüstige Handwerksbursche, mit Felleisen und Wanderstab, die Heerstraße entlang. Sehnsüchtige Blicke sandte er oft noch zum hohen Münsterthurme zurück, in dessen Nähe nun alle diejenigen weilten, die ihm lieb und werth waren auf Erden. Wir lassen ihn getrost in die Fremde ziehen, und wünschen ihm auch Gottes Schutz und Segen.

Theuere und unglückliche Jahre lagen dazumal schwer und drückend auf unserem lieben Vaterlande. Wassersnoth und Mißwachs, ungewöhnlich kalte Winter und ansteckende Krankheiten suchten unsere Vorfahren heim. Die Lebensmittel stiegen hoch im Preise; die Chronik berichtet, daß ein Viertel Frucht sechs Gulden galt; ein Sester Mehl sieben Schillinge; ein Hering drei Pfennige; ein Becher Milch einen Schilling, und das war sehr viel für jene Zeiten, wo das Geld bei weitem mehr Werth hatte als in unsern Tagen. (Siehe Vaterländische Geschichte von Professor Stobbel, Band IV, Seite 168 ff.).

In Schreinermeister Winkelfelds Hause gab's noch Kummer und Betrübniß anderer Art; die gute Dorothea sollte von ihrem harten Vater zu einer Heirath gezwungen werden, die ihr aus vielfachen Ursachen zuwider war, und tagtäglich wurde die arme Tochter mit Bitten und Drohungen bestürmt, vor denen die liebende Mutter allein sie nicht beschützen konnte. Wo Lferram, der verrufene Sohn eines der angesehensten Herren vom Rathe und Winkelfelds bester Kundschaft, begehrte das fromme Kind zu seiner Hausfrau. Dem vornehmen Wüßling, der schon Alles durch- und mitgemacht hatte, stach die schöne Schreinerstochter in die Augen, und er bot Himmel und Erde auf um zu ihrem Besitze zu gelangen. Winkelfeld sah's als eine große Ehre an, mit der hochgestellten Familie in so nahe Verwandtschaft zu kommen, und in seinem Geize meinte er steif und fest, daß alles Glück nur von schweren Geldsacken abhinge, und daß gegenseitige Liebe und Gewogenheit zwischen den Gatten, bloß Nebensachen wären in der Ehe. Anders jedoch urtheilten Mutter und Tochter, und Dorothea wollte nur einem Mann angehören, dem sie zugethan seyn könnte in herz-

licher Achtung und Liebe. Und dieß war bei Wolfram nicht der Fall. Zudem hatte sie, seit Heinrichs Abreise, bisweilen die Wittwe Philippi besucht, allein, oder in Gesellschaft ihrer Mutter. Gewöhnlich war dann auch von dem in der Fremde weilenden Sohne die Rede, der von Zeit zu Zeit der lieben Mutter briefliche Nachrichten zukommen ließ, und freundliche Grüße sandte an die Familie seines Lehrherrn. Wie war's da möglich, daß Frau Philippi das Geständniß verschweigen konnte, welches Heinrich am Abende vor seiner Wanderschaft ihr anvertraute! Dorothea wußte daher um des Jünglings stille Liebe zu ihr; hochroth färbten sich ihre Wangen, und freudig pochte ihr Herz bei der wohl längst schon geahneten Kunde. Der Gedanke, von Heinrich so rein und treu geliebt zu seyn, und der feste Glaube, daß der gute Gott gewiß Mittel und Wege finden werde, um des Vaters starren und harten vor dem einbrechenden Winter zu verlassen, den auf sie einstürmenden Drohungen aller Art zu widerstehen, und die Lage der Trübsal mit stiller Geduld zu ertragen.

Seit mehreren Monaten schon war der Wittve Philippi keine Nachricht mehr von ihrem Sohne gekommen. Zu Ende des Sommers 1575 hatte er ihr aus Wien geschrieben, daß er gesonnen sey diese Stadt noch vor dem einbrechenden Winter zu verlassen; wohn er aber seinen Wanderstab setzen werde, das wisse er selbst noch nicht; doch möchte er jedenfalls gerne, bevor er nach Straßburg zurückkehre, auch im schönen Schweizerland sich umschauen. Bereits war nun der Frühling des Jahres 1576 in's Land hereingebrochen, mit seinen hoffnungsreichen Blüten und Saaten, die eine reichliche Ernte versießen, und immer noch war kein Bericht, weder mündlich noch schriftlich, von Heinrich angelangt, was seine Lieben nicht wenig beunruhigte. Dorothea besonders hartete seiner mit großer Ungebuld; sie glaubte, daß seine Heimkehr glücklich einwirken werde auf ihre drückende und betrübte Lage, in welcher sie sich so grenzenlos elend und verlassen fühlte, trotz des wärmsten Antheils von Seiten der Mutter und der vertrauten Freundinnen.

Da der Bote, mit dem besten Willen von der Welt, den Harrenden noch keine frohe Nachricht geben, oder den sehnsüchlich Erwarteten flugs nach Straßburg zaubern kann, so wollen wir uns vorläufig die Sache aus dem Sinne schlagen, und sehen was wir sonst Neues und Merkwürdiges auffinden mögen in der alten, freien Reichsstadt Straßburg.

Im Kranze der Städte des deutschen Reiches strahlte dazumal die Stadt Straßburg in lich-tem Glanze, und behauptete darin eine hohe Stelle und bedeutendes Ansehen, so daß man von nah und fern um ihre Freundschaft buhlte, und gerne zu ihren Bundesgenossen zählte. Es war daher kein Wunder, daß die Einladung zu dem großen Freischießen mit Büchse und Armbrust, das im Laufe des Brachmonats 1576 auf dem Schießrain, dem heutigen Contades vor dem Judenthore, sollte gehalten werden, eine fast unzählige Menge Schieß- und Schaulustiger von allen Orten und Enden herbeirief, da man gewiß seyn konnte, daß dieses beliebte Volksfest auf großartige Weise und mit aller möglichen Pracht werde gefeiert werden. Unterm 18. Hornung hatten Stephan Sturm, der Meister, und der Rath zu Straßburg das Schießen ausgeschrieben, und zugleich alle Maßregeln festgesetzt, die zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Sicherheit der fremden Gäste sollten beobachtet werden; zudem auch die Gewinne und die zu gebrauchenden Schießgewehre bestimmt. Vor allem wurden zweierlei silberne Denkmünzen geprägt: eine größere, für befreundete verdiente Männer, mit einer lateinischen Umschrift, die, verdeutschet, also lautete: „Unvergänglich allein ist die Blüthe der Tüchtigkeit“, und eine kleinere, für die Jugend, mit der Umschrift: „Öffentliche Spiele“, und: „Zur Erinnerung für die Jugend von Straßburg“. Gerne zog man die älteren Knaben, den heranwachsenden Bürgerstamm, zu solchen Volksfesten herbei, um in ihnen schon frühe die Lust am kriegerischen Handwerk anzufachen, da sie dereinst, als Bürger eines Freistaats, berufen waren Gut und Blut in die Schanze zu schlagen, wann's darauf ankam für die Vaterstadt in die Schranken zu treten. Beim Beginne des Festes zogen auch wirklich die Knaben reihenweise durch die Straßen der Stadt; an ihrer Spitze ließ sich kriegerische Musik vernehmen, und ob ihrer Häupter flatterten die weiß und rothen Fahnen, welche für die guten Schützen bestimmt waren.

Auf dem Schießrain wurde ein geschmackvolles Schützenhaus errichtet, Zelte dabei aufgestellt, Hütten gebaut, auch öffentliche Buden errichtet, in welchen feine und kostbare Waaren zum Verlaufe prangten; sogar eine große Uhr zeigte daselbst den Schützen und den Zuschauern genau die Stunden des Tages an. Wie bei früheren Festlichkeiten, veröfentlichte diesmal auch der Rath einen scharfen Befehl, der jeden Frem-

den, in Bezug auf Sprache, Kleidung, Sitten und Herkommen, vor Jeder Beleidigung und Spötereie schützte. Sogar ein eigener Schützenrath wurde von den Schützen gewählt, und denselben einige Mitglieder des Magistrats beigegeben, um alle vorkommenden Polizeiangelegenheiten sogleich und ohne Appellation zu entscheiden. Auch für die Bewirthung und Beherbergung der herbeikommenden Fremden trugen Obrigkeit und Bürger die nöthige Sorge.

In verschiedenen Abtheilungen langten nach und nach über sechshundert Schützen in Straßburg an, und hielten ihren feierlichen Einzug in die befreundete Stadt, in der nun um und um das regste Leben und Treiben herrschte. Jeder Tag war ein Festtag, ohne im Kalender roth gezeichnet zu stehen. Die Bürger ließen sich's hoch angelegen seyn, die Gastfreundschaft im schönsten und vollsten Sinne des Wortes zu üben, und in dieser Hinsicht der Väter alten, guten Ruf zu bewahren.

Am 28. Mai schon wurde das Fest durch ein Bogenschießen eröffnet. Einer der Richter, David Gryger, aus Straßburg, errang dabei den großen Preis von hundert und fünf Gulden, oder zwei hundert und zehn rheinischen. Die Eidgenossen der schweizerischen Urkantone, welche mit Pfeil und Bogen auch gut umzugehen wußten, lehrten mit eifrigem Fleiß die Schützen, die Stadt zurück. Beim Schießen mit der Büchse, das nach dem Bogenschießen begann, erhielt ein armer Wildschütz aus Cannstatt, im Schwabenland, den ersten Preis, der ebenfalls in zwei hundert und zehn rheinischen Gulden bestand.

Jeder Tag und jeder Abend brachten neue Vergnügungen und neue Festslichkeiten mit. Auf der Herberge und auf den Kunststuben gab's lustige Gelage in Menge, bei welchen gegenseitiges Vertrauen und Treueherzigkeit walteten.

Die Zahl von Straßburgs lieben Gästen war aber noch nicht vollständig: es fehlten ja die Abgesandten der befreundeten Stadt Zürich. Warum mochten wohl diese so lange zögern dem Fest sich anzuschließen? Die führten gewiß etwas Besonderes im Schilde. Richtig! Es ward dort ein kühner Plan ausgeheckt worden, dessen glückliche Ausführung allgemeines und freudiges Staunen erregte, und den Festslichkeiten einen neuen Glanz verlieh.

Ein Bürger von Zürich, Hans im Böhrd benamts, hatte den Gedanken, das Wagstück zu unternehmen, in Einem Tage zu Wasser von Zürich nach Straßburg zu fahren. Neutzutage

freilich, da man die Kräfte des Dampfes zu Wasser und Land zu benutzen weiß, wäre ein derartiges Unternehmen bloß eine Kleinigkeit, und lohnte sich nicht der Mühe daß man davon spräche. Dazumal aber war solch eine schnelle Fahrt etwas außergewöhnliches, und als die Kunde davon sich in Straßburg pfeilschnell verbreitete, sah Jedermann auch der Ankunft der beherzten Schiffer mit größter Spannung und Ungeduld entgegen. Am 20. Juni, es war ein Mittwoch, sollte die schnelle Fahrt vor sich gehen.

Dreißigfünfzig angesehene Bürger von Zürich, worunter fünf Mitglieder des Stadtraths, und der Dekan des Kapitels von Eglsau, Conrad Bindschädler, sich befanden, bestiegen in aller Frühe des 20. Juni das zur kühnen Fahrt ausgerüstete Schiff, drinnen sechszehn kräftige Ruderer ungeduldig des Zeichens zum Aufbruche harrten. An der Spitze der Gesellschaft stand Caspar Thomann, der Stadtbauherr, der einstimmig zum Sprecher und Obmann war erwählt worden. Alle Mitglieder waren in Leibfarbe gekleidet, und spitze Schweizerhüte mit schwankenden Federbüschen bedeckten ihre Häupter. An beiden Enden des Schiffes flatterte die Züricher Schützenfahne, und dicke grüne Kränze umschlangen das Fahrzeug in zierlichen Bindungen. In der Mitte desselben stand eine mit heißem Sand gefüllte, offene Lonne, in welche man einen ehernen Topf oder Hafen stellte, der, nach damaligem Straßburger Gewicht, hundert und vierundzwanzig Pfund wog. Viele der geneigten Leser des Hinkenden Boten wissen wohl schon, was dieser Topf umschloß. Alle jedoch werden's wahrscheinlich nicht wissen. Er war angefüllt mit in Milch gekochtem, dampfendem Hirsebrei, den die Züricher noch warm nach Straßburg bringen wollten. Auch dreihundert Semmelringe wurden in Körbe gepackt, die bei der glücklichen Ankunft in Straßburg, vom Schiffe aus, unter die Jugend vertheilt werden sollten.

Jetzt tönte die zweite Morgenstunde hoch vom Thurme des Züricher Münsters herab, und Caspar Thomann gab das Zeichen zur Abfahrt. Auf dem Schiffe schmetterten hell und lustig die Trompeten, und die Ruder schlugen im Takte in die Wogen der Limmat, auf welcher nun das Fahrzeug leicht und sicher dahingleitete. Am Steuerruder stand Hans im Böhrd. Aus der Limmat ging's in die Aar, und aus der Aar hinaus auf den raschen, schäumenden Rheinstrom, der noch zürnte ob der Felsen, bei Schaff-

hausen, sich ihm in den Weg stellen, seinen Lauf aber nicht aufhalten können.

Die zehnte Morgenstunde fand das eilende Schiff schon bei Basel, von dessen Rheinbrücke die Kanonen ihm den ermutigenden Willkomm entgegen donnerten, und um die zweite Stunde des Nachmittags fuhr es an Breisach vorüber. Bald winkte nun von ferne den kühnen Schiffern Straßburgs hochemporragendes Münster entgegen, das Ziel ihrer glückhaften Fahrt, und wurde von ihnen mit freudigem Jubel begrüßt. Immer näher und näher kamen sie der befreundeten Stadt; feuriger Wein und ermutigende Worte stärkten wieder die ermattenden Arme der Ruderer, die ihre letzten Kräfte zur schweren Arbeit aufboten, und mit dem baldigen Ende des langen Tagewerks sich trösteten. Endlich, endlich sollte das Ziel erreicht werden! Zwischen acht und neun Uhr steuerte das Schiff in den Rheingießen ein, und fuhr bald darauf an den Häusern und an dem Gestade der Krautenau vorüber, woselbst eine wogende Menge Zuschauer die ankommenden mit tausendstimmigem Jubelruf begrüßte. Die Trompeter auf dem Schiffe ließen lustige Stücklein erklingen, und die Männer von Zürich hielten's nicht unter ihrer Würde, die ihre lebhaften Semmelringe den Knaben und Mädchen zuzuworfen; die sogleich seelenvergnügt das mürbe Gebäck aus dem Schweizerlande kosteten.

Beim Käzesteg, am Fuße des alten Guldenthurmes, wurde gelandet und ausgestiegen, unter Trommelwirbel und Hörner- und Pfeifenschall. Zwei Rathsherrn empfingen freundlich, im Namen der Stadt Straßburg, die sehnlichst erwarteten, lieben Gäste, und drückten in treuherziger Rede die Freude aus, welche ihre glückliche Ankunft verursachte. Unter dessen war die mit Sand gefüllte Tonne, sammt dem Hirsdbreitopfe, an's Land geschafft worden, und Caspar Thomann nahm nun das Wort und sprach: „Liebe Freunde, diese Tonne soll den Straßburgern zeigen, daß wenn sie — was Gott in Gnaden verhüten wolle — von Feinden plötzlich überfallen würden, die Männer von Zürich ihnen zu Hilfe kommen könnten, bevor ein Drei erkaltet.“

Der geneigte Leser mag sich wohl den gewaltigen Andrang von Menschen denken, der beim Aussteigen der Züricher Statt fand, und daß es Mühe kostete sich in der großen, dichten Menschenmenge zurecht zu finden. Er wird es dem Boten daher auch nicht verargen, daß er bis jetzt die Wittve Philippi noch nicht bemerkte, welche, ihrem jüngeren Sohne und dem Töchterlein zu-

lieb, sich auch unter die Zuschauer gemischt hatte; obgleich sie, bei der traurigen Stimmung ihrer Seele, vorgezogen hätte daheim in der stillen Wohnung zu bleiben. Immer noch hatte sie keine Nachricht von ihrem Heinrich erhalten, der entweder irgendwo gefährlich krank lag, wenn er je noch lebte, oder dessen spätere Briefe verloren gegangen waren. Ziemlich theilnahmslos blickte die belümmerte Frau hin auf das bunte Bogen und Treiben, während die beiden Kinder, besonders der muntere Wilhelm, ganz Auge und Ohr waren.

Nachdem der Knabe scharf, während einiger Augenblicke, einen der zulezt aus dem Schiffe Steigenden beobachtet hatte, stieß er plötzlich mit rascher Bewegung die Mutter an, und sagte halblaut: „Aber schau nur einmal, Mutter, wie der dort mit dem Felleisen dem Bruder Heinrich gleicht! Ich kann mir ihn noch ganz gut vorstellen; nur hatte er noch keinen solchen Bart als er in die Fremde zog. Wie froh würden wir seyn, wenn er es wäre!“

Frau Philippi zuckte heftig zusammen bei Wilhelms Worten, und ihre Augen folgten der von ihm bezeichneten Richtung. Wahrhaftig, das war ihr Heinrich! Es konnte Niemand anders sonst seyn! Neugierig ließ der junge Mann seine Blicke durch die gedrängte Menge schweifen, ob ihm wohl eines oder das andere bekannte Gesicht entgegen schauen werde, und schon arbeitete sich, mit stürmischer Hast, die glückliche Mutter zu ihm hindurch, also daß die Umstehenden verwundert einander anschauten, und das sonderbare Benehmen der Frau sich nicht zu erklären wußten, der die beiden Kinder auf dem Fuße nachfolgten. (Siehe das große Bild.) Endlich, endlich konnte sie den lieben Sohn an das treue Mutterherz drücken!

„Mein lieber Heinrich! meine liebe Mutter!“ scholl's jetzt wie aus Einem Munde, und: Bruder Heinrich ist wieder da! Bruder Heinrich ist wieder da!“ jubelten die Geschwister in frohem Ungestüm. Vier glückliche Menschen hielten sich umschlungen, und der Kuß des Willkomm's glühte warm auf Lippen und Wangen.

Unbemerkt war Caspar Thomann zu den Altes um sich her vergessenden, überglücklichen Leuten herangereten. Freundlich klopfte er Heinrich auf die Schulter und sagte: „Mein Bersprechen hab' ich nun erfüllt, lieber Philippi, denn glücklich sind wir unter Gottes Schutz in Straßburg gelandet! Kommt morgen Vormittag zu mir in den Hirzen, den uns der wohlthätliche Magistrat zur Herberge anwieset; Ihr

unserer Schwester auch recht ausplündern; so aber müssen wir uns halt leider mit dem Ephemerkranz beuügen.“

„Freilich könnten wir dann einen Kranz machen der sich gewaschen hätte“, meinte Philipp der ältere Bruder, „und der würde gewiß unserm Vater noch besser gefallen.“

„Das wollte ich eben nicht sagen“, entgegnete Fritz, der Jüngere, „ denn dieser Kranz da wird ihm auch lieb seyn. Was mich ärgert, ist, daß wir nicht mehr haben; aber die Mutter sagte, daß wir nichts aus unserer Spardbüchse kaufen dürften, weil alle guten Kinder dem Vater etwas Selbstgemachtes schenken.“

„Doch hat die Mutter den neuen Hirschfänger mit dem vergoldeten Griffe auch nicht selber gemacht“, bemerkte Philipp.

„Dafür ist sie auch die Mutter!“ entgegnete Fritz mit Nachdruck — „die hat keine Zeit für derlei Sachen, denn seit vier Wochen besorgt sie Alles im Haus und in der Küche, während die Mädchen droben heimlich beneinander sitzen und tutscheln. Möchte nur wissen, was sie in der Oberstube machen?“

„Ei, das weißt du nicht?“ verwunderte sich Philipp; „ich weiß Alles. Hab's ihnen abgelauscht, wollte aber nichts sagen, um ihnen die Freude nicht zu verderben.“

„D, sag mir's doch!“ bat Fritz, ich werde gewiß seinen Mund halten!“

„Meinetwegen; aber verrath mich nicht!“ sagte Philipp mit wichtiger Miene. „Gedenkt's dir noch, wie voriges Jahr der Vater so traurig war, als ihm der hülzerne Pfeisenkopf zerbrach, mit der geschnitzten Hirschjagd? Die Pfeife stammte noch vom Großvater her. Da hat ihm unser Altuar, der Arnold, einen neuen Kopf aus Whornmaser geschnitzt, gerade wie der andere war, aber viel schöner und größer. Sapperlot, den solltest du sehen! Die Hirsche darauf leben; man meint ordentlich man höre die Tannenäste krachen, die sie im Durchjagen zerknicken. Und Hunde sind dabei, Hühnerhunde, Bracken, Dächsel; hinten dran steht der alte Förster, mit der Jagdbüchse am Backen. Piff, pass, puff! da geht's los!“

Fritz hatte sehr andächtig zugehört, und seine Augen glänzten vor Lust.

„Ei, daß muß ja eine hille Pracht seyn!“ rief er voll Bewunderung aus. „Was wird da der Vater sagen! Kennst' ich nur auch so schön schnitzen wie der gute Arnold!... Ja, und was machen denn die Mädchen?“

„Rath' einmal!“ neckte Philipp. „Denk',

Schwester Malchen hat dem Vater ein Bandelier in Gold gestickt für den neuen Hirschfänger; das solltest du sehen! das glänzt wie Raifunkel!“

„Und's Bäschen Mitchen?“ forschte Fritz weiter.

„Die hat eine grüne Pferdedecke gemacht mit Eichelgewinden“, berichtete Philipp; „und in den Ecken steht des Vaters Namenszug in Gold gestickt.“

„Dweh!, da können wir zu Hause bleiben mit unserm armen Geschenk!“ klagte Fritz, „das schaut Niemand an.“

„Bah, gräme dich nicht!“ tröstete Philipp. „Die Mutter hat's uns geheissen; und die versteht sich drauf. Ja, und denk' nur, der Arnold hat den schönen Pfeisenkopf auch mit Silber beschlagen lassen; auf dem Deckel ruht ein Hirsch. 'S ist eine wahre Pracht. Ich glaube, Schwester Malchen hat's beim Goldschmied in der Stadt besorgt, denn vor lauter Dankbarkeit hat der Arnold sie geküßt.“

„Ja doch!“ lachte Fritz schelmisch, „das thut er ja täglich, wenn sie allein und unbemerkt zu seyn glauben, und doch besorgt sie ihm nicht täglich einen Pfeisenkopf!...“

Während dieses wichtigen Gesprächs ging die Arbeit des Kranzbindens langsamer vom Flecke. Der Abend nahte heran und es wurde kübler im Schatten der Bäume. Da hörten die Knaben plötzlich hinter sich etwas rauschen im abgefallenen Laube, und als sie verwundert umschauten, erblickten sie einen jungen Mann, der von der Straße herüber zu ihnen heransschritt. Seine Kleidung war dürrig und abgetragen. Auf seinem Rücken hing, an zwei Salbenden, ein Bündel, an dem er nicht schwer zu tragen hatte. Eine grüne Mütze deckte sein Haupt, von starkem braunem Haar umhangen, und ein großer, verwilderter Bart bedeckte sein halbes Gesicht. Ueber die rechte Wange zog sich eine ziemlich breite Narbe, und in der Hand trug er einen dicken Knotenstock.

Fast erschrocken sprangen die Kinder auf bei dem Anblick des wildfremden Mannes, wurden aber gleich wieder beruhigt, als er nach Herrn Arnold, im Försterhause, fragte, dem er Nachrichten zu bringen habe aus der Heimath.

„Et, so komm“, sagte Fritz gewillig, „ich führe dich gleich zu ihm, denn wir gehören ja auch in's Forsthaus.“

„Dann würde aber euer Kranz nicht fertig“, entgegnete der Fremde, „denn schon beginnt der Abend einzubrechen. Weil ich keine Eile habe,

so will ich euch daran helfen. Wollt ihr?“

Gerne nahmen die Brüder sein Erbieten an, und durch seine gewandten Hände wurde das Werk kindlicher Liebe nicht nur schneller gefördert, sondern gewann auch bedeutend an Dauerhaftigkeit und Schönheit.

„Ihr seyd wohl Beide die Söhnelein des Oberförsters Werner?“ fragte der junge Mann während der Arbeit, „denn ihr seht ihm ähnlich.“

„Ei doch“, erwiderte Philipp, „der Vater wurde ja voriges Jahr zum Forstmeister ernannt.“

„So! das wußte ich nicht!“ verwunderte sich der Fremde.

„Warst du denn schon einmal in unserem Hause?“ fragte Fritz, „ich erinnere mich doch nicht dich je gesehen zu haben.“

„Kann seyn“, entgegnete der Fremde, „allein ich weiß doch, daß du Fritz heißest. Warte, wie viel Kinder waren damals im Hause? Ihr zwei, Philipp und Fritz, die beiden Mädchen, Malchen und Minchen, — diese Letztere war eine Nichte des Herrn Werner — und dann noch ein größerer Bruder, Karl mit Namen. Ist dieser noch zu Hause?“

„Ach Gott“, sagte Philipp mit einem Seufzer, „der muß wohl todt seyn! Er ist mitgezogen in den Krieg nach Rußland. Darum weinen auch die Mädchen so oft und so sehr! Sie hatten ihn gar zu lieb. Auch die Mutter weint gleich, wauw der Name Karl genannt wird, und der Vater fährt dann jedesmal mit der Hand über die Augen und geht zur Stube hinaus! Wir zwei aber sind noch zu jung, und erinnern uns seiner nicht mehr.“

Der Fremde mußte heftig husten, zog sein Taschentuch heraus, um sich die Augen zu trocknen, weil sie ihm naß wurden vom starken Husten. Er trat deswegen etwas abseits. Nach einer Weile kam er wieder herbei und fragte: „Was ist denn der Arnold eigentlich? Habt ihr ihn auch lieb?“

„Herr Arnold ist des Vaters Aktuar“, sagte Philipp, „und wir haben ihn Alle zusammen recht lieb, denn er war ein guter Freund von unserm Bruder Karl. Besonders lieb aber hat ihn Schwester Malchen.“

So ernsthaft auch des Fremden Gesicht und so wehmüthig seine Stimmung war, konnte er sich doch eines kleinen Lächelns bei Philipps Bemerkung nicht enthalten, und er mochte wohl denken, daß so kleine Augen oft weit schärfer sehen, als die der erwachsenen Leute.

Jetzt war der Eheukranz fertig, aber auch

die Nacht nahete mit schnellen Schritten. Für die Knaben gab's eine neue Verlegenheit: sie konnten den Kranz, der über Erwarten groß und schwer geworden, nicht wohl tragen.

„Wenn ihr mir sagt, was ihr mit dem Kranze machen wollt“, meinte der Fremde, „so will ich ihn euch gerne nach Hause tragen.“

„Um des Vaters Bild wollen wir ihn hängen“, riefen Beide zugleich, „morgen ist sein Geburtstag!“

„Vielleicht gönnen mir euere Eltern das Nachtlager in ihrem Hause?“ forschte der junge Mann. „Nach der Stadt sind's noch zwei Stunden, und ich bin müde. Zudem muß ich mit Herrn Arnold reden.“

„O gerne, recht gerne!“ sagten die Knaben, „du hast's ja wohl an dem Kranzbinden verdient.“

Langsam ging's jetzt dem Forsthause zu. Als sie ganz in dessen Nähe waren, sagte Philipp: „Damit der Vater nichts merkt, gehen wir allein und ohne den Kranz in's Haus, und bitten den Arnold herauszukommen. Bleibe du unterdessen allein hier.“

Da stand nun der Fremde mutterseelenallein in der Dämmerung. Das gemüthliche Forsthaus mit den uralten Linden lag vor seinen Blicken, und es ergriff ihn eine tiefe Rührung mit überwältigender Gewalt. Er faltete seine Hände zum stillen Gebet: „Sie leben noch Alle, sie lieben mich Alle noch! O, wie dank' ich dir, mein Herr und mein Gott! Ich preise Deine Liebe, die mich diese glückliche Stunde erleben ließ! O laß mich nun wieder froh und glücklich werden an ihrem Herzen, damit ich vergesse das Leid vergangener Tage!“ Hand und Stimme zitterten ihm, und es wurde ihm trüb vor den Augen. Lebend schlich er zu dem den Garten umschließenden Zaun von Hagenbuchen, und begrüßte im Zwielicht jedes altbekannte Plätzchen. Drinn im Hause herrschten Lust und Bohnen; höher und freudiger schlugen Aller Herzen, denn morgen war des Vaters Geburtstag, des Hauses Fest- und Ehrentag. Alle hatten Geschenke dazu bereitet; er aber, der verloren geglaubte, tiefbetrauerte Sohn, den man in Rußlands Steppen und Schneefelbern begraben glaubte, er brachte mit Gottes Hilfe sich selbst zum Geschenke!

Zum Hofthore heraus schritt jetzt ein junger stattlicher Mann dem Fremden entgegen. Wer aber dieser Fremde sey, wird der geneigte Leser bereits gemerkt haben. Der Bote will's auch nicht länger geheim halten; Karl ist's, der

älteste Sohn des Forstmeisters Werner, der mit Kaiser Napoleon nach Rußland gezogen, dort verwundet und gefangen worden, und mehrere Jahre lang in Sibirien nach Rettung geschmachtet hatte. Endlich war er frei geworden, und bettelnd, unter Müheligkeiten aller Art in die Heimath zurückgekehrt. Karl hatte von Natur einen festen, männlichen Charakter. Seine Schicksale hatten ihn vollends Selbstbeherrschung gelehrt. Und doch mußte er sich jetzt zusammennehmen, denn Arnold, sein Jugendfreund, trat zu ihm heran und sagte: „Die Knaben haben mir gemeldet; Ihr kämet aus meiner Heimath, und hättet mir Nachrichten zu bringen. Ist dem also?“

Karl reichte dem Fragenden die Hand, sah ihm fest in's Auge und sprach: „Arnold, kennst du deinen treuesten Jugendfreund nicht mehr?“

„Allmächtiger Gott!“ rief Arnold in höchster Aufregung, „das ist Karl Werners Stimme! Stehen die Todten wieder auf?“

„Nein, aber die Lebenden kehren heim nach langer Trübsal!“ antwortete Karl, und nach vieljähriger Trennung lagen sich die Freunde wieder in den Armen, und herzten und küßten sich.

„Jetzt schnell in's Haus zu deinen Lieben, die täglich als todt dich beweinen!“ sprach Arnold, „was wird's da für einen Jubel absetzen.“

„Nein, nicht so!“ widerredete Karl, „denn ich will mir die Freude nicht rauben lassen, morgen dem Vater mich selbst zum Geburtstagsgeschenke zu geben. Tag und Nacht bin ich gewandert, um zur rechten Stunde hier zu seyn.“

„Aber,“ entgegnete Arnold zweifelnd, „wirfst du Kraft genug haben, beim Anblick der Eltern und der Geschwister — und besonders des Bäschen's Minchen — dich nicht zu verrathen?“

„Ich werde mir alle Gewalt anthun!“ sagte Karl fest. „Und daß sie mich zuerst erkennen sollten, daran zweifle ich. Mein wilber Bart, meine Haare, die mir um den Kopf hängen wie die ungestriegelte Mähne der Kosakenpferde, die breite Narbe da im Gesicht — nein, es ist nicht möglich, Arnold, sie erkennen mich nicht! Ich bin standhaft geblieben den kleinen Brüdern gegenüber, denen ich am Kranz für den Vater binden half, und die ich ansprach. Nein, nein, Niemand wird den verlorenen Karl hinter mir suchen, und ich werde mich schon zu beherrschen wissen!...“

Nun wurde verabredet, daß Arnold den Epheukranz hineintragen sollte, und Karl in die Stube der Jägerburschen, neben dem Wohnzimmer, treten würde. Mit hochklopfendem Her-

zensschritt er über die Schwelle des langentbehrten Vaterhauses. Da kam ihm zuerst die Mutter entgegen, mit einem Licht in der Hand. Dem armen Sohne drohete das Herz zu zerspringen! Doch er nahm seine ganze Kraft zusammen. Ach, sie war ja noch ganz dieselbe liebe freundliche Mutter wie beim Abschied.

Eben trat Arnold aus dem Zimmer.

„Die Knaben sagten mir, Sie hätten einen Boten aus der Heimath erhalten,“ sprach die Forstmeisterin zu Arnold. „Vermuthlich ist's dieser junge Mann da?“

Arnold bejahte in größter Verlegenheit, worauf die Mutter den unerkannten Sohn eintreten ließ in die Stube der Burschen, und mit herzgewinnender Freundlichkeit ihm Speise und Trank vorsezte. Ihm gegenüber nahm Arnold Platz am Tische. „Halte dich mannhaft,“ flüsterte er ihm zu, „denn es wird noch harte Stürme geben für dein Herz!“

Auch die beiden Jägerbursche traten jetzt ein, und es entspann sich ein lebhaftes Gespräch über das edle Maidwerk. Karl saß der Thüre gegenüber, die in das Wohnzimmer führte, und seine Blicke schweiften verlangend und sehnsüchtig durch das an der Thüre befindliche Fenster.

Drüben neben dem Ofen, im wohlbekannten Lehnstuhl, saß der alte Forstmeister, eine noch rüstige Gestalt, aber mit gebleichtem Haare. Er schmauchte behaglich seine Pfeife. Neben ihm saß Schwester Malchen, lieblich aufgeblüht wie eine junge Rose, und las beim Lampenlicht dem Vater die Zeitung vor. Karl sah, wie der Alte den in das Zimmer kommenden Philipp etwas fragte, worauf dieser an das Fenster der Burschenstube klopfte, und Arnold hat hereinzukommen zum Vater. Der junge Aktuar willfahrte sogleich der Bitte.

„Ei, guten Abend!“ rief ihm der Forstmeister entgegen, „wo in aller Welt stecken Sie denn heute? Har's Briefe gegeben aus der Heimath? Sehen Sie sich zu mir her und rauchen Sie ein Pfeichen Tabak mit mir. Haben Sie gute Nachrichten erhalten von zu Hause?“

„Schön' Dank der Nachfrage!“ sprach Arnold erröthend, „Alles ist munter und läßt vielmal grüßen.“ — Es hatte den redlichen Arnold viele Mühe gekostet, die Nothlüge herauszubringen.

„Was ist denn das für ein Bursche,“ fragte der Alte weiter, „der Ihnen Briefe von daheim brachte?“

„Ach, du lieber Gott, das ist ein armer Teufel, sonst aber ein braver Junge!“ berichtete Arnold ganz wehmüthig. — „Er war früher Jäger-

bursche bei meinem Vater, mußte aber im Jahr 1812 mit dem Heere nach Rußland, wurde dort von den Kosaken gefangen genommen, nach Sibirien geschleppt, und kam erst vor etwa vier Wochen zurück. Mein Vater sendet ihn nun hiesher, mit der Bitte an Sie, Herr Werner, ihm eine Anstellung zu geben.“

Während Arnolds Bericht hatte Vater Werner einigemal schwer aufgesuht. „Nun, wir wollen sehen was zu machen ist,“ sagte er nach kurzem Bedenken. „Morgen will ich den Burschen auf's Korn nehmen, und wenn er nicht links maufer, so mag er bei uns bleiben, wenn er anders in Rußland kein Branntweinsäuser wurde.“

Des Vaters Herz war weich geworden. Die Erinnerung an den verlorenen Karl, seinen Erstgeborenen, tauchte lebhaft auf, während dieser nämlich Karl drüben in der Stube der Burschen saß, und kein Auge verwandte von dem Wohnzimmer, in welchem jetzt Minchen erschien, des Forstmeisters schöne Bruderstochter, die nach dem frühen Tode ihrer Eltern von ihm angenommen ward an Kindesstatt. Karls Augen ruheten mit einem tiefen Ausdruck auf der lieblichen Jungfrau, für die er schon, als sie noch ein Mädchen war, große Zuneigung und Liebe fühlte, und deren Bild auch im fernen Sibirien ihm immer lächelnd und tröstend vor der Seele schwebte.

„Sie sehen so traurig aus diesen Abend, lieber Dheim,“ sagte Minchen theilnehmend, „was fehlt Ihnen?“

„Ach,“ seufzte Werner, „der Umstand mit dem fremden Burschen da bewegt mir das Herz! der kommt wieder aus Rußland zurück, aber unser armer Karl bleibt aus, ist todt!“

Minchen legte das schöne Köpfschen auf des Dheims Schulter, und fing heftig an zu weinen. Auch Schwester Malchens Thränen floßen reichlich. Dem da drüben in der Stube, der durchs Fenster sah, wollte das Herz zerspringen. Es kostete ihn eine fast übermenschliche Kraft, sich zurückzuhalten. Jetzt stand der Forstmeister auf, und trat herüber in die Burschenstube.

„Wo ist der wandernde Jägerbursche?“ fragte er.

„Hier, Herr Forstmeister!“ sagte Karl, und stellte sich kerzengerade auf wie ein Soldat. — „Was steht zu Befehl?“

Der Alte musterte ihn. „Nun, guter Freund,“ meinte er, achselzuckend, „du siehst eben nicht ganz sonderlich und respektabel aus, wenn man auf die Federn des Vogels schaut! Wie steht's mit dem Schusse?“

„Ich schieße Ihnen auf dreißig Gänge einen Sechser aus den Fingern heraus,“ antwortete Karl fest. — „Wollen Sie mich auf die Probe stellen?“

„Du kannst das Jägerlatein wie ein Alter!“ lachte der Forstmeister. „Warst du lange in Rußland?“

„Leider seit 1812!“

„Warum kehrtest du nicht früher zurück?“

„Ja du mein Gott,“ sagte Karl, „da hätte ich müssen heren können! Noch heute sind viel von den Unsrigen drinnen, und man sucht sie zu behalten um das Land zu cultiviren.“

„Noch Viele sind drinnen, sagst du?“ rief der Forstmeister, und sein Herz pochte heftiger. Nach einigen Augenblicken fragte er mit zitternder Stimme weiter: „Zogst du allein aus Rußland?“

„Nicht doch,“ fuhr Karl fort, „wir waren zu zwölften, gleich den Aposteln. Auch aus dieser Gegend war Einer bei uns, der Sohn eines Oberförsters, und....“

„Mensch!“ rief Werner in höchster Aufregung, „alles Unheil der Erde auf dein Haupt, wenn du lügst! — Aber Gottes reichsten Segen über dich, wenn du die Wahrheit sagst! Wie hieß Der?“

Karl war bleich geworden wie der Tod. Alle Glieder der Familie hatten sich mittlerweile herzugebrängt. Aller Augen ruheten auf ihm. Aber dennoch ahnete Keiner wer er sey, so hatte sein wildes Aussehen, sein struppiger Bart, sein langes Haar, seine breite Narbe ihn unkenntlich gemacht. Auch wußte er seine Stimme meisterlich zu verstellen. Arnold zitterte voll bangen und freudiger Erwartung. Karl mußte sich zusammennehmen.

„Herr Forstmeister,“ sagte er ruhig, „was könnte mich bewegen Sie zu täuschen, oder gar zu foppen?“

„Wie hieß er?“ fragte abermals heftig Herr Werner.

„Karl Werner, wenn ich nicht irre,“ lautete die Antwort.

„Heiliger Gott, mein Karl, mein Karl!“ rief der Forstmeister, und mußte sich mit beiden Händen am Tische halten. Alle in der nämlichen Aufregung, drängen sich stügend zu ihm heran, während Karl wieder Zeit zur Fassung gewinnt.

„D, die Freude tödtet nicht!“ sagte Vater Werner abwehrend. — „Laßt mich, ich kann mich wohl noch allein aufrecht halten!“ — Und wieder zu Karl sich wendend, forschte er weiter: „Wo hast du ihn verlassen? Sag's, o sag's gleich, und ich will dich lieben wie meine eigenen

Gänge einen
antworten
auf die Probe
ein Alter!
lange in Ruß-

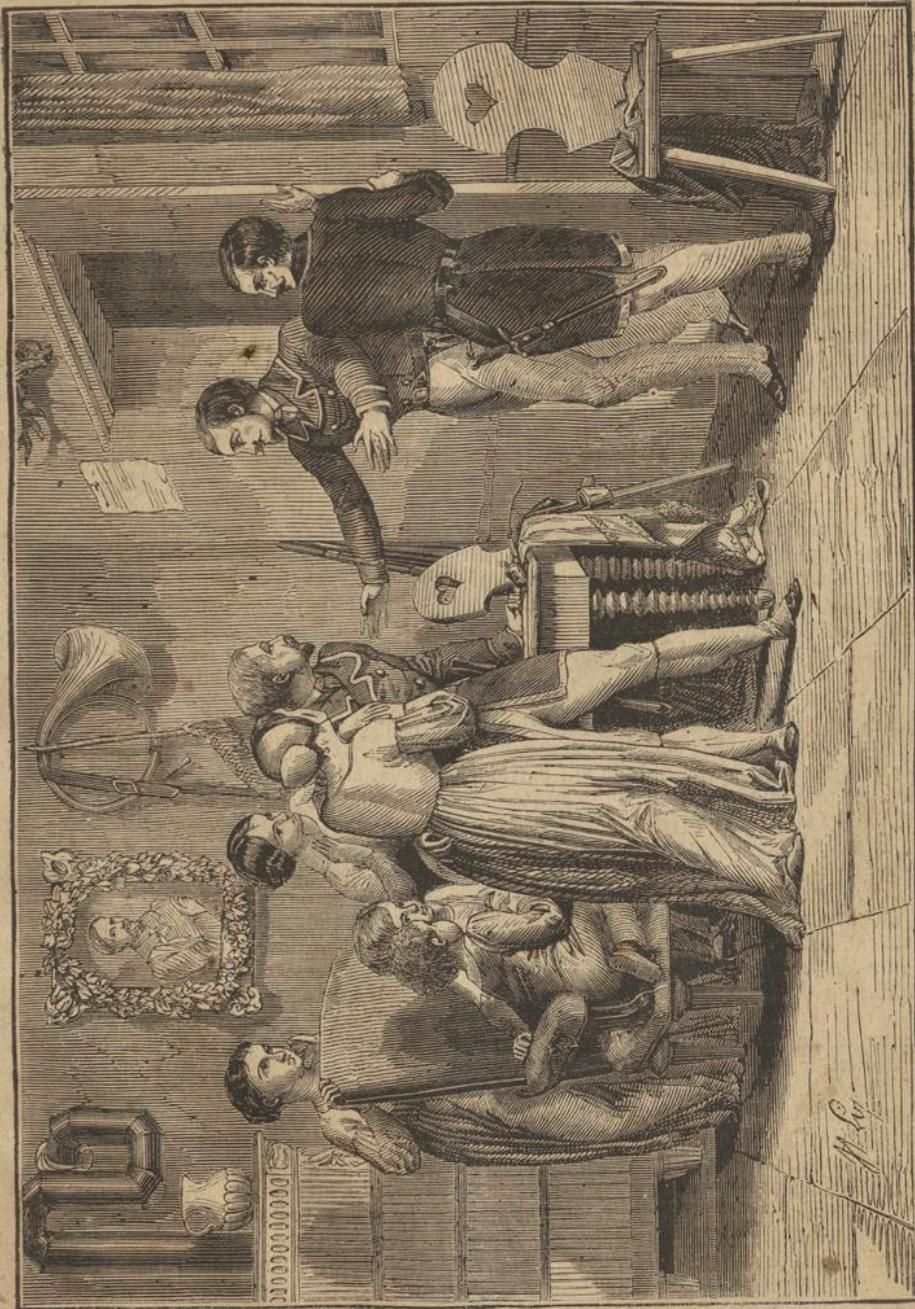
zurück?
da hätte
ute sind viel
suche sie zu
en.
st du? rief
wie heftiger.
mit zittern-
ein aus Ruß-

wir waren
ch aus dieser
Sohn eines

Aufregung.
ot, wenn du
m über dich
hieß Der?
Tod. Alle
erwille her-
ihm. Aber
hatte sein
t, sein lan-
ennlich ge-
e meistlich
ger und freu-
d zusammen-

nüßig, was
ten, oder gar
s heftig Herr
ierre," lautete

mein Karl!"
sich mit beiden
der nämlichen
zu ihm heran-
dung gemins.
"sagte Vater
d, ich kann mich
und wite-
hte er weiter:
sagte, o sag's
meine eigenen



Die Rückkehr aus Rußland.

Kinder!“ — Die Mutter stand da mit gefalteten Händen und betete leise; stromweise rannen die Thränen.

„Bei Dreißigacker hab' ich Abschied von ihm genommen,“ berichtete Karl mit erkünstelter Ruhe. — „Er war entblößt von Allem, und wollte bei guten Freunden seiner Familie sich Mittel zur Weiterreise zu verschaffen suchen.“

Nach einigen Minuten des tiefsten Schweigens fuhr der Forstmeister mit der Hand über die Augen und sagte: „Es kann doch unser Karl nicht seyn! der wäre schon längst hier!“

Jetzt machte sich die Mutter ans Ausfragen. Karl mußte sich selbst beschreiben, wie er aussehe, und er that's mit einer Sicherheit und Genauigkeit, daß kein Zweifel übrig blieb. Der Jubel der ganzen Familie wuchs mit jedem Augenblick, für Karl aber wuchs auch die Gefahr erkannt zu werden. Er sollte mit zum Nachessen sitzen, was er jedoch dadurch ablehnte, daß er allzu große Müdigkeit vorschützte und nach dem Bette verlangte. Ungern willfahrte man seinem Begehren.

Aber lange konnte Karl den Schlaf nicht finden, so wenig als die Glücklichen drunten in der warmen Stube. O wie viele Gebete des Dankes und des Flehens stiegen empor zum barmherzigen Lenker der Schicksale! Furcht und Hoffnung bewegten alle Herzen.

Leise ging jetzt die Thüre an Karls Schlafkammer auf, und Arnold trat herein: „Freund,“ lobte er, „deine Stärke und deine Kaltblütigkeit grenzen ans Wunderbare! So viel hätte ich dir nicht zugetraut!“

„Musste ich nicht so verfahren?“ fragte Karl. „Hätte sie die große Freude nicht tödten können? O wie schwer wurde mir die Verstellung! Denke dir, vor Vater, Mutter, Geschwistern und —“

„Vor deinem Wäschen Wilhelmine!“ fiel Arnold ein, „die dein liebes Bild noch immer im treuen Herzen trägt.“

„Ruhig jetzt!“ sprach Karl, „und sage mir, ob's einer der Jägerburschen versteht, mir die Haare zu schneiden?“

Arnold ging und beorderte den Geschicktesten in dieser Kunst herauf. Unter der scharfen Scheere fiel bald das verwilderte Haar, ganz nach Karls Angabe, wie er es früher zu tragen pflegte. Arnold hielt das Licht zu der Arbeit.

„Welche Veränderung!“ rief er verwundert aus. „Es ist unglaublich! Schon jetzt, bevor noch dein entsetzlicher Bart geschoren ist, muß dich wieder erkennen, wer dich nur Einmal gesehen.“

Als aber nun auch der Bart wegrasirt war,

bis auf das kleine Stuhbärtchen, da stand Karl in einer so merklich veränderten Gestalt da, daß Arnold ihm jubelnd um den Hals fiel, und nicht genug sich freuen konnte auf morgen.

Die Jägerbursche wurden jetzt in das Geheimniß gezogen. Arnold holte reine Wäsche, holte, da er mit Karl von einer Größe war, seine beste Uniform, und breitete sie hin auf den Tisch. Auch die Waldhörner wurden zurecht gelegt, und nun schieden die glücklichen Freunde zu kurzem Schlaf.

Mit grauem Tage war Karl wach. Er kleidete sich an, weckte die Jägerbursche, und einer davon rief Arnold. Alle schlichen hinab unter des Forstmeisters Fenster, wo Karl, der Meister auf dem Horne war, die Melodie des Lieblingsliedes des Vaters: „Frisch auf zum frühlichen Jagen!“ zu blasen begann, worauf die drei anderen Hörner einfielen, daß es weitum durch die Morgenfülle tönte.

Bei Karls erstem Tone war der alte Werner erwacht. „Großer Gott!“ rief er aus, „was ist das! Hast du's gehört, Mutter? So blies sonst unser Sohn! Wer ist der Vierte da drunten?“

„Ach, du bist seit gestern Abend so aufgeregt!“ sagte Frau Werner, „und deine Einbildungskraft arbeitet in einem fort. Es war unser Arnold, und der Vierte ist der fremde Jägerbursche; gestern noch sah ich die vier Hörner hinaufhohlen.“

Der Forstmeister trat halbangekleidet unter's Fenster, um für den schönen Waidmannsgruß zu danken, allein die flinken Bläser waren bereits wieder fort, worauf der Alte nochmals in's warme Bett schlüpfte. Die Mutter aber stand auf, da noch gar Vieles zu besorgen war zum Geburtstagefeste. Auch die Mädchen waren schon auf den Beinen. Nun ging's ans Ordnen der Festgeschenke. Arnold und Malchen schlangen den Epheukranz um des Vaters Bild.

„Ihr habt aber gar zu schön geblasen!“ flüsterte Malchen dem Geliebten zu, „es war eine helle Lust euch zuzuhören.“ — Arnold lächelte und sagte eben so leise: „Der Morgengruß galt unserm Vater!“ — Diese Worte machten die liebende Jungfrau hoch erröthen.

Die gemeinsame Arbeit ging nun rüstig fort. Malchen selbst brach die schönsten Blüthen von ihren Heliothroyen, Monatrosen und Hyacinthen, die sie sorglich am Doppelfenster gezogen, und steckte sie hier und dort in den Epheukranz, was den beiden Knaben, die eben noch den Schlaf aus den Augen rieben, keine geringe Freude machte. Jetzt breitete Minchen, auf deren Wangen

heute seit langer Zeit eine frische Körbe sich zeigte, die Arnold prophetisch das Morgenroth des Widerschens nannte, ihre schön geflickte Pferdedecke über der Commode aus. Die Mutter legte den neuen Hirschfänger darauf, Malchen brachte das prächtige Wandelier, und Arnold feinen geschnitzten Pfeifenkopf, vollgestopft mit duftigem Knasier. Jegliche Gabe wurde nach Verdienst gepriesen, Alle aber erkannten Arnolds Arbeit die Krone zu.

Der geneigte Leser mag sich die Gefühle des armen Karls denken, der still durch das Thürfenster der Burschenstube diese Vorkehrungen alle mit ansah. Sein Herz wollte ihm fast zerspringen vor Lust und Freude. Er sah, wie die Knaben, voll kindlicher Neugierde, die Geschenke musterten, er sah seine Wilhelmine träumerisch abwärts sehen, deren Gedanken wohl den Geliebten auf seinem Wege zum Vaterhause begleiteten. Ihre Blicke verkündigten Wonne und Schmerz. Der Mutter Antlitz glänzte in seliger Freude. In Arnolds Arm lehnte Malchen, und Beide konnten einander aus den Augen lesen, wie gut sie sich sahen.

Karl hätte mögen hinüberstürmen und Alle an sein pochendes Herz drücken; doch er mußte sich zurückhalten, der rechte Augenblick war ja noch nicht da!

Mittlerweile war der Forstmeister aufgestanden, und zog ganz in Gedanken die Staatsuniform an, welche die Mutter ihm zum Geburtstage hingelegt hatte. Seine Seele war bei Karl, dem Sohne, den er wiedersehen sollte. So rauh auch die Aussenseite des alten Werner war, so tief war sein Gefühl. Seine Seele umfaßte seine Kinder mit unendlicher Liebe. Und Karl war ein so hoffnungsvoller Jüngling gewesen. Sein Verluß hatte ihn tief gebeugt, und jetzt, auf einmal, tauchte die Hoffnung wieder empor. In einem warmen und innigen Gebete stieg sein Dank auf zu Gottes Thron. Seine Stimmung wurde klarer und ruhiger, und die Hoffnung noch fester. Heiterer als je trat er in das Wohnzimmer, wo seine Lieben versammelt waren. Er war überrascht. Alle bestürmten ihn mit ihren Glückwünschen und mit ihren Gaben. Nachdem die erste Rührung in etwas vorüber gegangen, sprach er ganz weich: „Kinder, es ist heute ein Tag der Freude, wie ich selten einen erlebt. Gott, ich danke dir dafür! Du hast mich sehr lieb, mehr als ich's verdiene. Du gibst mir die Hoffnung den Verlorenen wiederzusehen, den vielbeklagten Sohn; Du gabst mir liebe, gute Kinder, alle sind gesund! Du erzieltest mir mein braves, theueres

Weib, und legtest Segen auf unser gemeinsames Schaffen und Streben!“ Des Forstmeisters Stimme zitterte. Alle standen um ihn mit gefalteten Händen und beteten mit. Weinend sank ihm die Mutter ans tiefbewegte Herz.

Nach einigen Augenblicken heiligen Schweigens sagte Vater Werner: „Ach Gott, wenn nur Karl jetzt bei uns wäre!“

„Er ist da!“ rief Arnold, und öffnete die Nebenthüre. Alle wandten sich um, und aus der Burschenstube heraus stürmte Karl an des Vaters Brust! (Siehe die Abbildung.)

Der Alte stand erst da wie versteinert, dann drückte er den ihn Umarmenden sanft von sich, drehte ihn gegen das Licht, schaute ihm in's Antlitz, und riß ihn mit dem Ausrufe: „Ja, Gott sey's gedankt, er ist's!“ an seine Brust.

Die Andern alle, außer Arnold, standen da wie vom Blitze gerührt.

Jetzt sank Karl in der Mutter offene Arme, eilte dann zu seinem geliebten Minchen, begrüßte sie mit dem Kuße reiner Liebe, und zuletzt kam die Reihe an Schwester Malchen und an die Brüder.

„Viktoria!“ rief der kleine Fritz, „wir haben ihn doch zuerst gesehen, und er hat uns den Epheukranz dort binden helfen und ihn getragen; aber so wie jetzt sah er gestern nicht aus!“

Diese Worte machten den Forstmeister stutzen. Er wandte sich rasch an Arnold mit der Frage: „Wo ist der fremde Bursche von gestern Abend?“

„Er steht leibhaftig vor Ihnen, Herr Forstmeister,“ antwortete der Altkuar, „und ich muß bekennen, daß Karl seine Rolle meisterhaft zu spielen verstand!“

„Wie, was!“ rief der Vater, „du warst's selbst, Karl? Wie blind sind wir doch Alle gewesen! Aber du sahst auch ganz abscheulich aus. O ihr Schelmen ihr! Doch, als du heute früh Solo bliesest, da ging mir der Ton durch die Seele!“

„Wie hast du dich nur so lange zurückhalten können, lieber Karl?“ fragte die Mutter — „dies ist mir ganz unbegreiflich!“

„O liebe Mutter, wie schwer wurde mir's!“ klagte Karl — „Und doch mußte ich, wenn ich nicht am Ende die Freude in Leid verwandeln wollte.“

Bätschen Minchen stand neben ihm, die Augen voll heller Thränen und doch selig froh und beglückt.

„Aber du hast da eine garstige Schmarre über dem Backen,“ sagte der Vater — „Wo hast du dir die geholt? Doch halt, ich will erst

einmal sehen, ob dir die Narbe etwas geschadet hat.“ Mit diesen Worten ergriff er Minchens Hand und legte sie in die seines Sohnes.

„Liebes Minchen,“ fragte der Forstmeister, „hast du nichts dagegen, wenn ich deine Hand in die Hand dieses narbigen Soldaten für immer lege? Du kannst ohne Sorge für euer künftiges Auskommen seyn, denn, kann er als Jäger nicht mehr bestehen, so verdient er sein Brod als Komödiant; er hat gestern als Meister in dieser Kunst die Probe bestanden!“

Erröthend und erbleichend lehnte sich Minchen an des Alten Brust und kispelte: „Lieber Dheim!“

„Soll eigentlich heißen: Lieber Karl!“ verbesserte der Forstmeister. „Na, halt ihn nur fest, Kind; sonst lauft er dir noch einmal fort.“ — Und die beiden Liebenden umarmten sich voll seliger Freude.

„Gottes Segen und Gottes Frieden mögen immerdar mit euch seyn!“ wünschten herzlich die gerührten Eltern, und nachdem des Forstmeisters freundlicher Blick während einiger Augenblicke auf Arnold und Malchen gerichtet, setzte er lächelnd hinzu: „Damit aber die Hochzeitsgeschichte sich nicht allzusehn wiederholen, und den Alten den Beutel leeren, so war ich der

Meinung wir feierten gleich zwei Verlobungen miteinander. Ich denke daß Arnold und Malchen nichts dagegen einzuwenden haben?“

„O nein, o nein!“ rief Arnold, und Malchen senkte erröthend das Köpfschen.

Da fügte der Vater auch ihre Hände segnend zusammen, umarmte dann seine Hausfrau, und sagte: „Sieh doch, Mutter, wie glücklich sind unsere Kinder!“

„Und wir mit ihnen, fügte die Mutter hinzu. „Der Herr hat Alles wohlgemacht! Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich, und Seine Güte währet ewig. Bis hieher hat Er geholfen, und Er wird gewiß auch weiter helfen!“

Zufälliger Witz.

Von einem Stutzer, der stets Sporen an den Stiefeln hatte, sagte ein Mädchen, ohne gerade Witz machen zu wollen: „Der Mensch reitet, wo er geht und steht!“

Auflösung der Räthselnüsse.

nomstauog 9 — 111119
 =808 9 — 11111111 4 — 11111 11111 1111
 =111 9 — 1111111 8 — 111111 11111 1

Genealogie der kaiserlichen Familie in Frankreich, und Alter anderer Regenten.

Napoleon III (Ludwig Napoleon Bonaparte), geboren in Paris, den 20. April 1808, Kaiser der Franzosen, vermählt den 29. Januar 1853, mit
 Eugenie von Montijo, Gräfin von Teba, geboren 1826, Kaiserin der Franzosen.
 Jerome Bonaparte, geboren 1784, Dheim des Kaisers, Wittwer der Prinzessin Catharina von Württemberg. Aus dieser Ehe:
 Napoleon, geboren 1822.
 Mathilde, geboren 1820.

Fremde Mächte.

Franz Joseph I (Karl), Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen 25
 Alexander II, Nicolaewitsch, Kaiser von Rußland 37
 Abdul Medjid, türkischer Kaiser. 32
 Isabelle II, Königin von Spanien 25
 Don Pedro V, minderjährig, unter der

Regentschaft seines Vaters, König von Portugal. 11111111
 Ferdinand II, König beider Sizilien. 45
 Viktor Emmanuel II, König von Sardinien. 35
 Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen 60
 Viktoria I, Königin von Großbritannien 36
 Oskar I, König von Schweden 56
 Georg V, König von Hannover 36
 Friedrich VII, König von Dänemark. 47
 Wilhelm III, König von Holland. 48
 Leopold I, König der Belgier 65
 Otto, König von Griechenland. 40
 Maximilian II, König von Baiern. 44
 Johann, König von Sachsen. 51
 Wilhelm I, König von Württemberg. 74
 Pius IX, Pabst. 63
 Friedrich, Prinz-Regent von Baden. 29
 Adolph, Herzog von Nassau 38
 Leopold II, Großherzog von Toscana 58